



Tadttanzeiger

für Castrop-Rauxel und Umgebung



62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauzeler Neueste Nachrichten
Bladenhorffer Tageblatt

Der Tadttanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Einzelheft 2 Pfg. monatlich. Erhalten für den Fall, dass die Zeitung nicht geliefert werden kann. Druck und Verlag: G. Schmidt in Castrop-Rauxel. Hauptverleger: Dr. G. Schmidt. Verantwortlich für den Textteil: Hans Josef Bruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Weller in Castrop-Rauxel. D. M. IX. 36 1633. G. Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 22 mm breit 25 Pfg. Nachschlag nach dem vom R. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. 3. St. gilt für die ersten 10 Zeilen. Für die übrigen Zeilen wird der Preis ermäßigt. Für die ersten 10 Zeilen wird der Preis ermäßigt. Für die übrigen Zeilen wird der Preis ermäßigt. Für die ersten 10 Zeilen wird der Preis ermäßigt. Für die übrigen Zeilen wird der Preis ermäßigt.

Amliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 297

Sonntag, den 1. November

1936

Rasse im Raum

Der Mensch im Mittelpunkt der neuen Geographie — Erkenntnisse des Deutschen Geographentages in Jena

NSK. Wenn bis heute viele sich abfällig über die Geographie äußerten, so lag dies weniger an dem Gegenstand, als an dem Unverständnis der meisten Gelehrten und Schulmänner, die Volkstumsgrundlagen in Beziehung zum Raum zu sehen, d. h. das Verhältnis von Blut und Boden zu ergründen. Der Raum ist aber ohne den in ihm schaffenden und ihn beherrschenden Menschen nicht denkbar. Es genügt keineswegs, das Volkstum und Rasse wie die anderen Teilgebiete mit „erledigt“ werden, sondern diese Grundelemente müssen in der Geographie Ausgangspunkte sein!

Daher begann sich der deutsche Geographentag in Jena auf seine wesentlichen Aufgaben, an denen auch die Partei wegen der Raumplanung und der Neuorientierung des Geographieunterrichts beteiligt ist. Die Tagung stand unter dem Protektorat von Reichsminister Rüst. Der Geographentag beschäftigte sich auf seinen letzten Versammlungen mehrfach mit dem Lebensraum Deutscher in fremder Natur und Kultur und kam insoweit schon den neuen Zielen entgegen. Während aber bisher die Anthropogeographie, d. h. die Lehre von den Rassen in der Landschaft, auf den Tagungen nur „am Rande“ behandelt wurde, stand sie diesmal im Mittelpunkt!

Bis in die Nachkriegszeit war die Entwicklung des Raumes fast vollständig dem einzelnen bzw. Berufsinteressen überlassen. Die ersten großen Wandlungen im Antlitz der deutschen Landschaft kamen aus den Industriegebieten. Vor allem das Ruhrgebiet, eine früher blühende Landschaft, erhielt durch den Bergbau und seine Siedlungsschäden ein völlig anderes Aussehen, während z. B. Bielefeld als Beispiel ausgeglichener Entwicklung angesehen ist. Mit der Veränderung der Landschaft hängt eng die Berufsrichtung zusammen: Während 1882 noch 16 Millionen, d. h. 40 v. H. der Bevölkerung landwirtschaftlichen Arbeiten nachgingen, sind es 1933 nur noch 21 v. H. Die Landschaft, ebenso wie die Mittel- und Großstädte, sind ungeheuer gewachsen. Aus acht Großstädten sind 52 geworden, aus 2 Millionen Einwohnern dieser 20 Millionen, d. h. ein Drittel der Reichsbevölkerung. Die marantesten Zeugen sind die Mietskasernen. Verschiedene Warnungssignale waren von den Vorkriegsregierungen überhört worden, das reichsdeutsche Siedlungswesen war 120 Jahre un verändert geblieben, seit der Zeit der Bauern „Befreiung“. Die Siedlungs- und Heimatförmigkeit der Nachkriegszeit war nicht auf Schaffung geschlossener Dörferlagen gerichtet mit Bewohnern einheitlicher Rasse, die aus bestimmten Stammeslandstücken kamen, sondern nur auf Einzelsiedlungen. Erst die Regelung des Arbeitsmarktes, das neue Siedlungswesen (vor allem Erbhöfe) und das große Siedlungswesen des Reichsheimatamtes der D. V. für alle Schichten, Wohnungsbau in Stadt und Land usw. verfolgen einen einheitlichen Plan, in dem der Arbeitsdienst eine nicht geringe Rolle spielt.

Die Raumordnung hat die Aufgabe, festzustellen, durch welche Bodenverteilung das deutsche Volk am besten seine Aufgaben erfüllen kann. Hierzu müssen aus dem dänischen Schutz die alten deutschen Stämme und Landschaften als Reichslieder wieder entstehen, wobei der Geographie die Aufgabe der Bestandsaufnahme des Raumes zuzählt. Daher wurden alle Schichten auf der Tagung abgelehnt, die zu einer besonderen Planmäßigkeit führen sollen, besonders wurde gegen eine Monopolstellung der Wirtschaftswissenschaften wegen ihres zu großen Theoretizierens Stellung genommen. Der Raumordnung hat die Reichsplanung und die Statistik zu bedienen, aber durch neue Erhebungsarten: Sie hat sich von den gleichmächtigen Durchschnittswerten frei zu machen und den „Zahlenfriedhof“ nach englischer Vorbild lebendig werden zu lassen. Das Reichsamt für Landesaufnahme hat vor allem die unerlässlichen Karten zu beschaffen.

Welcher deutsche Lebensraum auch auf der Jenaer Tagung behandelt wurde, alle Vortragenden gingen bis zum Anfang unserer Volkwerdung zurück: zur Vorgeschichte. So hörte man Vorträge über das geschlossene Siedlungsgebiet des subatlantischen Raumes, über die Bedeutung des mitteldeutschen-thüringischen Raumes für die Entstehung der Indogermanen und als Hauptwirkungsgebiet der nordischen Rasse.

Prof. Neumann-Jena, der Landesführer des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, sagte in seinem Urgeschichtsmuseum in Weimar, in wie weit das Thüringer Land in der Vorgeschichte für fast alle deutschen Großstädte ein Stützpunkt bedeutet hat, wie gerade die zahlreichen und wertvollen neuen Funde beweisen. An Sand von Fundorten erreicht man, wie der thüringische Raum als Land der Mitte große Bedeutung für das Werden der Germanen und des deutschen Volkes hatte, nicht zuletzt durch die Wirklichkeit der hier als Kerngebiet stehenden vorgermanischen Völker der Ilrier und Kelten, von denen besonders die Germanen stark verdrängt

sind. Schon in der Urzeit ist der Boden nur Schauplatz, nicht bedingender Faktor der geistigen, volkumbildenden Kräfte. Jeder Teil des deutschen Raumes hat seinen Beitrag zum ganzen deutschen Volk gegeben, indem jede Rasse in einer bestimmten Landschaft siedelt, die ihr eigentümlich ist. Mitteldeutsche Rasse, Indogermanen sowie neuhochdeutsche Sprache, hat sich also als wesentlich expansiv erwiesen, während der Nordwesten der Schöpfung der Germanen und Reinerhaltung der nordischen Rasse ist. Der „preussische“ Stil ist aber auf dem nordöstlichen Kolonialboden in hartem Kampf mit der Umwelt entstanden. Schließlich hat zum deutschen Gesamtbild die dinarische Rasse im Verein mit der nordischen das Geistige im Süden und Südwesten geliefert.

Die Teilnehmer hatten auch Gelegenheit, die im Bau begriffene größte Talferre Europas bei Hohenwarte zu bewundern, die auch ein sprechendes Beispiel für die Wandlungen einer Landschaft ist. Hier wie an der Talferre bei Burg ist ein ganzer Ort verschwunden, dessen Bewohner selbstverständlich an anderer Stelle neu angesiedelt wurden.

Prof. Schrepfer hat als erster bewußt ausge-

sprochen, daß die beschreibende Anthropogeographie noch nichts über das Volk aussagt. Erst die Ausprägung der Rassen innerhalb der Landschaft schließt dieses, das aber nicht auf regionale Bauernkunde beschränkt bleiben darf, erst recht nicht auf „geisteswissenschaftliche Kultur“, sondern das Brautum aller Schichten umfassen muß. Diese Ausdrucksformen sind auch die Urkunden in einzelnen Abweichungen in der Haltung der verschiedenen germanischen Völker, z. B. Engländer und Schweden.

Zu ausgeprochen bewußter Stellungnahme fand jetzt die Schulgeographie gelangt. Beispielsweise war der Vortrag von Dr. Jansen vom Deutschen Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Eindringlich war sein Hinweis auf den erzieherischen Wert der Hervorhebung von Volk und Rasse im geographischen Unterricht. Man erhält den Eindruck, daß die Schule in der Zielsetzung schon weiter als die Hochschule ist. Es hat sich als richtig erwiesen, Verhältnisse zu fremden Rassen zu ziehen, wobei nicht genug betont werden kann, daß die öffentliche Meinung Englands und Amerikas dem Rassengebanke durchaus positiv gegenübersteht. Den Schülern ist vor allem klarzumachen, daß erst die Leistung aller deutschen Stämme die Einheit des deutschen Raumes ergeben.

Dr. W. Fodermann.

„Mein Kampf“: 2,5 Millionen Auflage

Die meistgelesenen deutschen Autoren — Eine AG.-Bibliographie

In der Sondernummer, die das „Börseblatt“ für den deutschen Buchhandel“ zur Woche des deutschen Buches herausgegeben hat, werden in den Anzeigen des Zentral-Verlages der NSDAP (Hr. Eberhard, München) die letzten Auflagenzahlen bekannter nationalsozialistischer Bücher mitgeteilt. Danach sind von Adolf Hitlers Buch „Mein Kampf“ (deutsche Ausgabe) über 2½ Millionen Stück erschienen, von dem Buch von Dr. Goebbels „Der Kampf um die Reichsregierung“ 210 000 Stück, von den anderen Büchern von Dr. Goebbels sind „Der Angriff“ in 60 000, „Signale der neuen Zeit“ in 20 000, „Kampf um Berlin“ in 43 000 Stück verbreitet. Von Alfred Rosenberg Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ sind 483 000 Stück verbreitet, von anderen Büchern desselben Verfassers „Blut und Ehre“ in 70 000 und „Gestaltung der Idee“ in 30 000 Stück.

Der Nationalsozialismus übermächtigt mit größter Umhüllend durch eine Parteilichkeit Prüfungskommission alle Schriften und Bücher, die in Form oder Inhalt auf die Bewegung Bezug nehmen. Über die Arbeit dieser Kommission sprach deren Vorsitzender, Reichsleiter Buchler, dieser Tage im Deutschlandfunk. Er sagte u. a.:

„Der politische und geistige Umschwung brachte es mit sich, daß jetzt zahlreiche Autoren, die weder ein moralisches Recht noch die erforderlichen Kenntnisse, Erfahrungen und Einsicht in die Dinge beizubringen, sich berufen fühlten, das nationalsozialistische Schrifttum um unerwünschte und irreführende Beiträge zu bereichern. Eine Sturmflut banaler, nichtssagender und schwächlicher Schriften über Führer und Bewegung, von der kleinen Brochüre angefangen bis zum großen teuren Prachtwerk, brach über das wehrlose Literaturpublikum herein. Es entstand eine Konjunkturliteratur, die auf dem Rücken von Volk und Bewegung ihre unerfreulichen Blüten trieb. Daneben wurde mehr als einmal der Versuch unternommen, unter dem Deckmantel eines nationalsozialistischen Buches Gedankengänge zu verstreuen, die dem Wesen des Nationalsozialismus in keiner Weise gerecht wurden, die vielmehr dazu angeht waren, ein schiefes Bild unserer Weltan-

schauung zu vermitteln oder die gar eine bewußte Verfälschung des Wesens und der Ziele unserer Bewegung besuchten.“

Dies war der Grund, weshalb der Stellvertreter des Führers in April 1934 zur Bildung der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutz des nationalsozialistischen Schrifttums schritt, deren Vorsitz mir übertragen wurde. Wenn auch ihre Aufgabe zunächst in der Hauptache darin bestand, das geistige Gut der Bewegung vor wirtschaftlicher Ausbeutung, Verwässerung und Zerkleinerung zu schützen, so ergab sich für sie sehr bald auch die Notwendigkeit, die Produktion des politischen Schrifttums richtungsgleich zu beeinflussen und darüber hinaus eine planmäßige Prüfung und Sichtung des vorhandenen Materials vorzunehmen. Dem ersten Zweck dient die Prüfung aller Bücher und Schriften, die in Form oder Inhalt auf die Bewegung Bezug nehmen. Mit der Erstellung des Unbedenklichkeitsvermerks soll zum Ausdruck gebracht werden, daß von Seiten der Partei gegen die Veröffentlichung der betreffenden Schrift keine Bedenken erhoben werden, ohne daß damit eine Identifizierung mit ihrem Gesamtinhalt verbunden sein sollte. Die Vergebung des Unbedenklichkeitsvermerks ist heute wesentlich eingeschränkt und wird nur noch für das nationalsozialistische Schrifttum im engeren Sinne des Wortes angewandt: Das ist das Schrifttum, das sich unmittelbar mit den Fragen der politischen Zielsetzung der Bewegung, ihren führenden Männern usw. befaßt. Die hier geleistete Arbeit findet ihre Auswertung in der Nationalsozialistischen Bibliographie, die eine bibliographische Sichtung und Ordnung der mit dem Unbedenklichkeitsvermerk versehenen Bücher und Schriften vornimmt und dabei auch das als positiv zu wertende Schrifttum erfasst, soweit es politische, wirtschaftliche und weltanschauliche Probleme im Sinne des Nationalsozialismus behandelt. Die Nationalsozialistische Bibliographie ist eine monatliche Veröffentlichung, die den mit der Erziehung, Schulung und der wissenschaftlichen Arbeit beauftragten oder berufstätigen Partei- und Volksgenossen einen zuverlässigen Führer durch das politisch einwandfreie Schrifttum an die Hand geben soll.“

Die Prüfung der Arbeitslosen

Wer ist voll-, beschränkt und nicht mehr einarbeitstfähig?

Die drei Stufen der Arbeitseinsatzfähigkeit

Der bedeutende Erfolg des Präsidenten der Reichsanstalt über die statistische Durchleuchtung der Arbeitslosen nach neuen Gesichtspunkten im Interesse eines planmäßigen Arbeitseinsatzes, der die persönliche Vorladung des Arbeitslosen vorseht, wird von dem Referenten in der Reichsanstalt, Dr. Lunken, in der „Arbeitslosenliste“ kommentiert.

Neben der bisherigen Herausnahme der Notstandsarbeiter, Führerangehöriger, arbeitenden Krümpfer-Unterstützten usw. können danach jetzt auch ohne Rücksicht auf verfahrensrechtliche Bestimmungen alle diejenigen Arbeitslosen nicht als arbeitslos gezählt werden, die mehr als zwei Drittel erwerbsbehindert sind, gleichgültig, ob sie Unterstützung beziehen oder nicht. Ebenso scheiden — wie bisher — aus dem Kreis der Arbeitslosen diejenigen aus, die weniger als 30 Wochen-Arbeitsstunden dem Arbeitseinsatz zur Verfügung stehen können. Trotzdem bleibt die Vergleichbarkeit der Arbeits-

losenzahl gewahrt. Innerhalb des so abgegrenzten Kreises der Arbeitslosen werden diese nach Arbeitseinsatzfähigkeit geordnet.

Einsatzfähig ist, wer nach seinen geistigen und körperlichen Fähigkeiten zur Arbeitsaufnahme imstande ist, ganz gleichgültig, ob er aus irgend welchen Gründen schwervermittelbar ist. Es sollen alle diejenigen Volksgenossen ermittelt werden, die voll oder beschränkt für den Arbeitseinsatz zur Verfügung stehen. Der Schwerpunkt der Unterscheidung zwischen „im Beruf voll einarbeitstfähig“ und „nicht voll einarbeitstfähig“ wird bei der Leistungsfähigkeit des Arbeitslosen für eine spezielle Beruf, bei seinen Berufskennntnissen und -fertigkeiten liegen. Als „nicht voll arbeitseinsatzfähig“ sind diejenigen anzusehen, die zwar nicht in ihrem Beruf, wohl aber gegebenenfalls in anderen Berufen oder als ungelernte Arbeiter ohne geistige oder körperliche Behinderung dem Arbeitseinsatz voll, das heißt mindestens 48 Stunden, zur Verfügung stehen.

Alle anderen Arbeitslosen sind als „nicht voll

arbeitseinsatzfähig“ zu bezeichnen. Im wesentlichen werden es diejenigen sein, die durch Gebrechen so behindert sind, daß sie zwar mehr als ein Drittel, aber nicht als voll arbeitseinsatzfähig gelten können oder solche, die weniger als 48 aber mehr als 30 Wochenstunden zur Verfügung stehen oder solche, die durch lange Arbeitslosigkeit, Überalterung usw. gezählt, die durch mehrfache Arbeitsverweigerung ihre beschränkte Arbeitseinsatzfähigkeit dargelegt haben. Wer von den Kollektivfähigkeiten weber durch Bestimmung noch soziale Bindungen an den Wohnort gebunden ist, wird für den zwischenbesitzlichen Ausgaleis ermittelt. Es bleibt im übrigen bei der Berufsangehörigkeit nach 27 Berufsgruppen. Wegen des Facharbeitermangels in einzelnen Zweigen werden aber die besonders stark betroffenen Gruppen nach Berufsarten aufgeteilt. So werden zur Zeit die Berufsgruppen Industrie der Steine und Erden, Baugewerbe und Metallgewerbe nach Berufsarten gegliedert. Bei Feststellung des Grades der Einsatzfähigkeit wird, so leicht der Referent, in manchen Fällen auf die Mithilfe des Reichsanstalt des Arbeitsamtes nicht verzichtet werden können.

Ghirady über die religiöse Frage

Auf der Führertagung der NS in Freiburg i. B. sprach der Reichsjugendführer in einer Masskundgebung auf dem Münsterplatz. Dabei kam er auf die religiöse Frage zu sprechen und führte dazu aus:

Wir sind nicht Keker und Kirchenstürmer, sondern wir sind durch unsere Führe und durch unseren Führer mit Gott verbunden. Wenn wir unsere Pflicht erfüllen, so erfüllen wir auch unsere Pflichten gegen unseren Gott.

Die Einheit gewisser Leute reicht nicht aus anzuerkennen, welches Glück es ist, in einem ruhigen Deutschland zu leben, während in Spanien unerbörte Grausamkeiten aus gegen die Kirche verübt werden. Die Kritiker mögen sich vorstellen, was übriggeblieben wäre, wenn die rote Brandfackel auch nach Deutschland getragen worden wäre.

„Ich dulde in dieser Jugend niemand, der nicht an Gott glaubt. Wenn wir in der Zeit, in der alles gegen uns war, nicht den Glauben an die Vorsehung gehabt hätten, so hätten wir unseren Sieg durch Not und Terror nicht gefunden. Wir sind geeint im Glauben an den Führer, und unsere Gemeinschaft wird jedes Schicksal überdauern. Solange ich auf diesem Boden stehe, wird es in Deutschland keine konfessionellen Verbände geben.“

Deutsche Soldatengräber

Arbeitsbericht des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Gen. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. veröffentlicht den Arbeitsbericht für 1935/36. In der Einleitung wird festgestellt, daß der Volksbund und seine Amtsträger getreu wie bisher auch in Zukunft ihre Pflicht tun und sich mit ganzer Hingabe dem Werk der Seidenrechnung für die Gefallenen des Weltkrieges und der Freiheitsbewegung widmen werden. In dem Abschnitt des Berichtes, der den inneren Aufbau des Volksbundes behandelt, wird u. a. festgestellt, daß alle Erwartungen hinsichtlich seines Wachstums im letzten beiden Jahren weit übertroffen worden seien. Der Bestand von 149 078 Mitgliedern am Ende des Jahres 1934 hat sich bis zum 1. August 1936 auf 295 881 erhöht. Es haben sich also nahezu 150 000 Mitglieder in die Reihen des Volksbundes gestellt. Im Abschnitt des Arbeitsberichtes über die Kriegsgräberfürsorge wird einleitend festgestellt, daß der Volksbund in diesem Bericht auf 10 Jahre Bautätigkeit zurückblicken könne. Während sich seine Arbeit zunächst auf Frankreich beschränkte, habe sie sich in den letzten Jahren auf immer mehr Länder ausgedehnt. Zur Zeit werde in neun Ländern gebaut. In Frankreich, wo die weitaus größte Zahl unserer Toten liegt, sind auch die meisten Kriegsgräberstätten ausgebaut oder im Bau. Die Zahl der vollständig oder zum größten Teil ausgebauten Ehrenstätten stieg von 80 im Jahre 1934 auf 93 im Jahre 1935. Von den 209 deutschen Kriegsgräberstätten mit einer Gesamtgräberzahl von 710 000 sind bis heute 132 fertiggestellt oder in Arbeit genommen. Weitere Berichtsschritte behandeln die Arbeit des Volksbundes in Belgien, England, Polen, Jugoslawien, Italien, Schweiz, Palästina und anderen Ländern. Die Einrichtung der Patenschaften, die der Volksbund über bestimmte Kriegsgräberstätten an seine Gliederungen, an Städte, Provinzen und Körperschaften, an die Wehrmacht, Gliederungen der Partei und Soldatenverbände, vergibt, hat sich aufs Beste bewährt. Es wurde eine neue Paten- und Bauordnung erlassen, die den planmäßigen Ausbau aller Patenfriedhöfe gewährleistet.

Der Bericht stellt weiter fest, daß der Neueingang von Anträgen nach Gräbern deutscher Soldaten in den letzten beiden Jahren stark zurückgegangen ist. Nach wie vor stehe aber der Volksbund den Angehörigen jederzeit in allen Fragen der Kriegsgräberfürsorge zur Verfügung. Nachdem die Reichsbahnverwaltung Anfang 1935 eine Fahrpreisermäßigung von 50 v. H. zum Besuch deutscher Kriegsgräber-

stätten im Inland bewilligt hatte, hat sie diese Fahrpreiserhöhung im Frühjahr 1936 auch auf Fahrten zum Besuch der deutschen Kriegsgräber im Ausland und vor kurzem auch zum Besuch der Gräber der Gefallenen der Bewegung ausgedehnt. Die Fahrpreiserhöhung wird den Eltern, Ehefrauen und Kindern der Gefallenen gewährt. Geisteskräfte sollen vielleicht später einbezogen werden.

Begen Pressenötigung bestraft

Erkurt. Der Kohlenhändler Leißheit in Mühlhausen (Thür.) wurde vom dortigen Amtsgericht wegen Diebstahls zu einer Woche Gefängnis verurteilt. Er betraute die Veröffentlichung des Urteils in den beiden Mühlhäuser Zeitungen könne

ihm geschäftlichen Schaden bringen. Deshalb drohte er den beiden Zeitungen, er werde ihnen die Infanterie entziehen und das Abonnement abbestellen, wenn sie über seine Verurteilung berichteten. Da das dennoch geschah, bestrafte er schriftlich die Infanterie und das Abonnement ab. Er hatte sich deshalb wegen Pressenötigung vor dem Schöffengericht in Mühlhausen zu verantworten. Der Staatsanwalt beantragte wegen Pressenötigung eine Gefängnisstrafe von sechs Wochen. Das Schöffengericht nahm an, daß sich der Angeklagte der Verurteilung durch den Nationalsozialismus noch nicht bewußt gewesen sei, und erkannte nur auf 30 Mark Geldstrafe, ersatzweise 25 Tage Gefängnis.

Rönig Carol besucht Prag . . .

. . . und wird vermutlich die Gefahren der Verbindung mit Moskau zur Sprache bringen

Als Dolmetsch Belgrads?

Prag. Unter den Staatsbesuchen, die die Lage in Westeuropa ausgelöst hat, wird dem für morgen bevorstehenden Besuch des rumänischen Königs Carol in der Tschechoslowakei vermutlich eine besondere Rolle zukommen. Dieser Besuch ist zwar seit langem verabredet, aber nach den neuesten Berichten, die stattdessen haben, erwartet man nicht ohne Grund, daß König Carol sehr aktiv an der Politik seines Landes teilnimmt. Dittschell kommt er, um den Staatspräsidenten der Tschechoslowakei mitzufahren und den Besuch zu erwirken, den der Staatspräsident Beneš gelegentlich der letzten Konferenz der Kleinen Entente in Bukarest abhielt. Der Aufenthalt ist auf etwa acht Tage berechnet. Auch ein Jagdausflug in die Provinz ist vorgesehen.

Dem Besuch voraus ging ein Ministerrat, wobei neben anderem auch die Übertragung der Kronrechte während der Abwesenheit des Herrschers auf den Ministerpräsidenten beschlossen wurde. Voraus ging aber auch die bisher noch nicht aufgeführte Reise des Ministerpräsidenten Tatarscu nach Belgrad, die viele Mutmaßungen und Gerüchte ausgelöst hat. Daß es um wichtige Verhandlungen geht, wird durch die Anwesenheit des rumänischen Außenministers im Gefolge des Königs angedeutet. Es wird vermutet — wahr, scheinlich nicht ohne Grund — daß bei dem letzten Belgrader Besuch des rumänischen Ministerpräsidenten entscheidende Haltungssagen für die kleine Entente beraten wurden, und daß jetzt der rumänische Herrscher bei den Besprechungen „den Standpunkt des südwestlichen Prinzregenten und der südwestlichen Regierung berücksichtigen“ werde.

Der rumänische König läßt also damit als Dolmetsch Belgrads, das ja in seiner Haltung gegenüber Sowjetrußland einen Standpunkt einnimmt, der am weitesten von dem der Prager Politik entfernt ist, wie er wieder in der letzten großen Rede des tschechischen Außenministers hervortrat. Man dürfte also darüber reden, daß sowohl Bularek als auch Belgrad in den engen politischen und militärischen Beziehungen Prags und Moskaus unerwünschte Gesichtspunkte für die innere und die äußere Sicherheit ihrer Länder erblicken und daß sie sich danach zu richten beabsichtigen.

Mehr und mehr ergibt sich, daß der letzte Zusammenhalt, den die kleine Entente noch hat, allein

die gemeinsame Gegnerschaft gegen die Revisionenbestrebungen Ungarns ist. Daß dieser Punkt immer wieder unterstrichen wird, ist weniger Einigkeit in den anderen Programmpunkten vorhanden ist, verneint sich von selbst.

Vittorio Mussolinis Verlobung

Hochzeits- und Studienreise nach Hollywood

Rom. Wie aus der Familie des Duce nahestehenden Kreisen verlautet, hat Vittorio, Mussolinis ältester Sohn, sich verlobt. Die Verlobung fand im engsten Kreise statt, und auch der Name von Mussolinis juniores Braut wurde nicht erwähnt. An dessen Stelle steht feststehend, daß Vittorio Mussolini noch in diesem Winter zu heiraten beabsichtigt. Die Hochzeitsreise wird das junge Paar nach Hollywood führen, wo Vittorio Mussolini längere Zeit zu verweilen gedenkt, um sich eingehend mit dem Studium der Filmwirtschaft und ihrer Technik zu befassen.

Es heißt, daß Vittorio Mussolini nach seiner Rückkehr aus Amerika einen führenden Posten in der italienischen Filmindustrie bekleiden soll. Dies ist ohne weiteres verständlich, zumal der Duce den italienischen Film in jeder Hinsicht fördern und entwickeln will.

Mussolinis ältester Sohn, der knapp 21 Jahre zählt, diente bekanntlich acht Monate als Leutnant in dem berühmten Jagdgeschwader in Abyssinien, dem auch sein Bruder und sein Schwager, der neue Außenminister Graf Ciano, angehörte. Vittorio Mussolini erwacht sich im ostafrikanischen Krieg keine ersten Vorzeichen. Nach seiner Rückkehr nach Rom wandte er sich wieder seiner journalistischen Arbeit zu, während sein jüngerer Bruder Bruno weiter bei der Luftwaffe verblieb. Sowohl Vittorio als auch Bruno Mussolini sind entschlossen, sich ihr Brot selber zu verdienen, genau wie alle anderen jungen Leute des Landes.

Es heißt auch, daß der Duce die Eheabsicht seines Sohnes aufheben wird, auch wenn die zukünftige Schwiegertochter keine Angehörige der Aristokratie ist oder sich nicht durch Reichtum auszeichnet. Mussolini hat bekanntlich keine gesunde Lebensauffassung, die jedem dunklen Glanz und Prunk abhold ist, beibehalten und auch seine Kinder entsprechend erzogen.

Jahre lang stand Deterding einem Weltölkonzern vor, der zum Schluß eine Produktions- und Abtransportorganisation hatte, die in der gleichen Ausdehnung wohl wieder vorhanden sein mag, aber kaum übertraffen sein dürfte. In dem Weltölkonzern verflochten sich zugleich die ungeheure Zusammenballung von Kapital und Macht, wie sie nur auf dem Gebiete des Erdöls in solcher Form möglich ist. Aus wenigen Ziffern wird das bereits deutlich, denn die an die verschiedenen Staaten der Welt zu zahlenden steuerlichen Abgaben, die die Welt-Gruppe im abgelaufenen Jahre zu bezahlen hatte, ergeben sich aus deren Geschäftsbericht und erreichen die beinahe phantastische Zahl von 89 248 677 Pfund. Die Transportflotte umfaßt 1926 967 Tonnen. Das gesamte Personal beläuft sich auf über 180 000 Menschen, wobei nur die in seiner Unterstellung befindlichen geschildert sind.

So groß die Bedeutung Deterdings als Leiter dieses Weltkonzerns auch sein mag und so merkwürdig seine ganze Persönlichkeit ist, so schwer ist es auch, in knappen Umriß ein richtiges und gerechtes Bild zu entwerfen. Seine Laufbahn war jedenfalls erstaunlich, denn im jugendlichen Alter stand er in einer amerikanischen Bank aufgewachsen bereits auf einem verantwortlichen Posten der Niederländischen Handels Wijk in Indien, von wo aus er seinen Posten im Weltkonzern antrat. Der damalige Leiter, J. B. Aug. Kehler, hatte ihn gerufen.

Einige besondere Vorfälle, die so oft vergessen werden, seien hier in Erinnerung gebracht, denn Deterding hatte bald Gelegenheit, in China zu beweisen, daß die allmähliche Standard Oil Co., jene durch Rockefeller gekaufte Petroleumorganisation, nicht unbefragbar war. Auch der deutsche Markt, der anfangs loslos in den Händen der Standard war, mußte mit der Shell teilen. Auch Venezuela verdankt diesem Weltkonzern seine Bedeutung, denn das vorher eigentlich unbekannte Land erlangte erst seinen Namen, nachdem die Erdölbohrungen Erfolge zeigten, und damit begann zugleich der Aufstieg.

Aus Westdeutschland

Kadifahrer vom Herzschlag getroffen

Wattencheid. Ein älterer Kadifahrer, der die Günnigfelder Straße befährt, stürzte plötzlich mit seinem Rade, blieb sofort bewegungslos liegen, und der herbeigekommene Arzt konnte nur noch den Tod durch Herzschlag feststellen. Es handelt sich um einen 37jährigen Mann aus Eilen.

72jähriger Schüler unter die Straßenbahn geraten

Hamm. In der Nachbargemeinde Serringen geriet auf bisher noch vollständig ungeklärte Weise der 72jährige Schüler Heinz V., als er sich auf dem Heimwege von der Schule nach Hause befand, unter einen Wagen der elektrischen Straßenbahn. Es war ein großes Glück, daß der Mann unter dem Wagen hervorgehoben. Man brachte ihn ins Marienhospital nach hier, und wenn auch sein Zustand zu ernstlichen Befürchtungen Anlaß gibt, hoffen die Ärzte doch, ihn am Leben erhalten zu können.

Als Mörder festgenommen

Eilen i. Oldbg. Morgens 5 Uhr wurde der Arbeiter Wih. Thiebes aus Hartebüllage, 25 Jahre alt, in das hiesige Amtsgerichtsgefängnis eingeliefert, dringend verdächtigt, den Haussohn Georg Ehlken-Hartebüllage tödlich verletzt zu haben. — Abends fand in der Wirtschaft Blod eine Versammlung des Schützenvereins statt, woran auch Thiebes teilnehmen wollte, er wurde aber aus dem Lokal gewiesen. Lange Zeit nachher verließ Ehlken das Lokal und kam nicht wieder. Man nahm allgemein an, Ehlken sei nach Hause gegangen. Als die letzten Glocken das Lokal verlassen hatten, machte der Wirt Blod noch einen Rundgang durch alle Räumlichkeiten, verließ die Fenster usw. und fand dann schließlich auf der Klosettanlage den Ehlken im Blute liegend vor. Ehlken war bereits tot. Blod verständigte sofort die Gendarmen in Barmel, die kurz darauf eintrafen und sofort die Ermittlungen aufnahmen. Der Verdacht fiel auf Thiebes. Die Gendarmen-Beamten fanden Thiebes in der Nacht zu Hause in der Küche auf einem Tisch liegend, schlafend vor. Thiebes, der verhaftet wurde, beteuerte, der Täter zu sein. Das von der Polizei am Tatort vorgefundene blutbesetzte Messer soll Thiebes als sein Eigentum bezeichnet haben. Ferner wurden an dessen Leberleiste Blutspuren festgestellt. — Die Mordkommission in Oldenburg wurde sofort benachrichtigt.

Oberpräsident Jhr. v. Lüninck über die Landesplanung Westfalens

Münster. Im Laufe der Sitzung der Provinzialräte Westfalens berichtete der Vorsitzende, Oberpräsident Freiherr von Lüninck, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Provinzialverbandes über den fortgeschrittenen Ausbau der Landesplanung in Westfalen. Die Landesplanungsgemeinschaft Westfalen habe inzwischen ihre praktische Arbeit aufgenommen. Mit dem Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, der einen beiderseitigen Planungsraum bilde, für den die planungsbehördliche Zuständigkeit noch nicht abschließend geregelt ist, bähne sich eine gute Zusammenarbeit an. Dabei werden insbesondere die Aufgaben besteht, die sich aus der Restarbeitslosigkeit im Ruhrgebiet ergeben. Die Landesplanung Westfalen sei bestrebt, in den Randgebieten des Ruhrgebietes und im weiteren Westfalen durch verstärkte Planung von Arbeitsvorhaben die Entlastung der Notstandsgebiete des Ruhrreviers besonders reger zu fördern.

Haus Rüdighaus als lebende Erinnerungsfür die Deutschen

Münster. Auf Einladung der Stadt Münster und der Annette-Droste-Gesellschaft fand am Donnerstagabend eine fastliche Zahl von Kulturträgern aus Haus Rüdighaus bei Münster ein, wo mit Unterbrechungen von insgesamt etwa 2½ Jahren Deutschlands größte Dichterin Annette Droste von Hülshoff zwanzig Jahre ihres Lebens verbracht und die wertvollsten Arbeiten ihres großen Schaffens beendet hat. Unter der Führung des bekannten Droste-Forschers Univ.-Prof. Dr. Schulte-Kemmann, dem demnächstigen Hüter dieses Heiligtums der Deutschen, wurde die Neueinrichtung des Rüdighaus

Deterdings Nachfolger wird der jetzt im Alter von 54 Jahren lebende Dipl.-Ing. J. E. B. de Koll, ebenfalls Niederländer, und seit 1908 in Diensten der Gesellschaft. Von 1921 ab ist er als Direktor in den verschiedenen Zweigen des Konzerns tätig gewesen. Dem Unternehmen nach wird der neue Generaldirektor im Haag Wohnsitz behalten. Deterding wohnt seit einiger Zeit in Deutschland.

60 000 Bettler marschieren auf London

Die Krönung wirft ihre Schatten voraus
London. Beunruhigende Anzeichen eines großen Bettlermarsches auf London beschäftigen gegenwärtig die Behörden. In der Stadt selbst ist schon ein bedrohliches Anwachsen der Zahl der Bettelbrüder spürbar. Scotland Yard rechnet mit einem weiteren Zustrom von mindestens 60 000 Bettlern, bevor die Krönungsfeierlichkeiten im Mai ihren Anfang nehmen. Zahlreiche Schornsteine und Bagabunden, die nach altem Brauch die Herbstfeste Englands bevölkerten, sind ebenfalls in die Hauptstadt zurückgekehrt, um ihre alten Plätze wieder einzunehmen, bevor diese den Konfurenten besetzt werden. Zwischen diesen Bettlern und Landstreichern ist schon ein regelrechter Kampf um die bevorzugten Ecken in den Hauptverkehrsstraßen entbrannt.

Groß-London hat in normalen Zeiten einen festen Bettlerbestand von etwa 20 000 Mann. Unter diesen sind wiederum 3000 allein auf dem engen Raume zwischen Charing Cross Station und Piccadilly und im Umkreise von 3 Kilometern konzentriert. Berücksichtigt man die 60 000 im März auf London befindlichen Bettler der Wanderschaft, so kann man sich den heissen Kampf ausmalen, der im Frühjahr 1937 um den Platz an der Sonne ausgefochten wird. Schon heute haben die Behörden Pläne aufstellen lassen, auf denen das Publikum vor Bettlern, zweifelhaften Existenz wie Fremdenführern und „Vertrauensleuten“ gewarnt wird.

haukes als lebende Droste-Erinnerungsstätte beilichigt, wie sie vor allem auf Anregung des genannten Gelehrten mit Unterstützung von Staat, Provinz, Kreis, Stadt Münster, wie auch der ruhrländischen Industrie und interessierter Persönlichkeiten geworden ist. Am den 1. Dezember herum wird Haus Rüdighaus, das auch lebenden Rüdighaus als Erinnerungsfür die Deutschen, dem deutschen Volke mit einer großen Feier übergeben.

Vom Bau der Reichsautobahnen in Westfalen

Münster. Landesrat und Landesbaurat Planeth hielt in der Sitzung der Provinzialräte Westfalens an der Hand von Plänen einen umfassenden Vortrag über die Reichsautobahnen. Dabei wies er auf die besondere Stellung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes und auf die Bedeutung der westfälischen Wirtschaft im Rahmen der deutschen Wirtschaft hin und erklärte, daß sich hieraus die Notwendigkeit ergebe, die Reichsautobahnen in Westfalen zu bevorzugen, und daß nach den Plänen diese Bevorzugung auch gegeben sei. Zum Schluß sprach der Vortragende über den Stand der Bauausführung, der teilweise wegen der erheblichen schwierigeren Bauten mit der Ausführung der Straßen des Führers im Reiche nicht Schritt gehalten haben.

Veränderungen bei der Kraftverkehrs-AG. Westfalen

Münster. Infolge der Neuorganisation des gewerblichen Kraftverkehrs hat, wie in der Sitzung der Provinzialräte mitgeteilt wurde, die Kraftverkehrs-AG. Westfalen ihre Aufgaben zum Teil geändert. Die Folge davon war, daß den Aktionären, darunter auch dem Provinzialverband Westfalen, ein wesentlicher Teil des Aktienkapitals zum Nennwerte zurückgezahlt werden konnte.

Großbrand im Braunkohlen-Lagebau

Viblar. Im Tagebau der Grube Viblar verursachte Funkenflug aus einer Lokomotive den Brand eines offenen Kohlenlagers. Starter Wind begünstigte den Brand, so daß die Feuerwehrt, die selbst sofort mit sechs Schlauchleitungen eingegriffen hatte, noch die Feuerwehren von Brühl, Viblar, Oberliblar, Röttingen und von der Hauptwerkstätte Greifrad den Rettungsaus der Rheinischen Aktien-Gesellschaft für Braunkohlenbergbau und Zementfabrikation zu Hilfe rief. Inzwischen hatte der Brand sich aber erheblich ausgedehnt und zahlreiche kleine Bodenbrände verursacht. Auch der Eichen- und Buchenwald dicht am Rande der Grube war, weil der Wind sich weiter als starker Helfer des roten Elements erwies, an vielen Stellen angegriffen. Vor allem waren es die Baumspitzen und dürre Äste, die dem Funkenflug zum Opfer fielen und nach ihrem Abstürzen neue Brände am Boden entzündeten. Die Feuerwehren arbeiteten schließlich mit mehreren Motorpumpen und des starken Rauches wegen, auch mit Rauchschutzhelmen. Sie wurden dabei von den Arbeitern des Werkes und den Waldarbeitern der Gräflich Wetterhagenschen Verwaltung, der der Wald gehört, tatkräftig unterstützt. Den vereinten Anstrengungen gelang es dann nach stundenlangem Kampf, im Walde den Ausbruch eines wirklich großen Brandes zu verhindern und in der Grube selbst den Brand zu weit einzuschränken, daß er am Mittwochmorgen schon in der Hauptfläche als erledigt bezeichnet werden darf. Personen und Material liden nicht zu Schaden gekommen, und auch am Füll der Grube, weil es sich um anstehende Kohlehandelt, die nur zum Teil angetroffen ist, nicht bedeutend.

Ein „Ehrenfahrrad“ für Salengro

Frankreichs Innenminister unter dem Vorwurf der Fahnenflucht im Kriege

Neue Zeugen

Der französische Innenminister Salengro, 3. St. bekannt geworden durch eine üble Rede gegen Deutschland, sieht sich neuerdings wieder dem Vorwurf einiger Rechtsblätter ausgesetzt, daß er während des Krieges fahnenflüchtig geworden sei. Ein französisches Kriegsgericht habe ihn, während er in deutscher Kriegsgefangenschaft war, in contumacia zum Tode verurteilt.

In einer öffentlichen Erklärung hatte der Kriegsminister Daladier vor einigen Wochen zu diesem Vorwurf festgestellt, daß ein Kriegsgericht in dieser Angelegenheit gegen Salengro (der im Kriege Kadifahrer war) verhandelt, ihn jedoch freigesprochen habe. Die Wochenzeitschrift „Gringoire“ hat ihre Vorwürfe jedoch aufrechterhalten und eine Reihe von Zeugnissen veröffentlicht, in denen sich ehemalige Kriegskameraden Salengros — ein Bataillonsschiffahrer, mehrere Offiziere und Unteroffiziere — als Zeugen dafür melden, daß er unter dem Vorwand, einen Gefallenen bergen zu wollen, in der Tat zu den deutschen Gräbern hinübergewechselt sei. Sie wollen der Sitzung des Kriegsgerichts und der Verurteilung des Todesurteils vor der Kompagnie selbst beigewohnt haben. Wenn ein anderes Urteil in den Akten liege, so könne es sich nur um ein zweites Verhör handeln, das durch Freunde Salengros veranlaßt und betrieben worden sei.

Die Auseinandersetzungen um das Verhalten, das der „Kadifahrer Salengro“ vor dem Feinde gezeigt habe, hat die französische Öffentlichkeit lebhaft beschäftigt. Der Ministerpräsident Leon Blum hat die Verdächtigungen wiederholt als schmutzig zurückgewiesen. Jetzt hat er den Kriegsminister Daladier gebeten, durch den Generalstabschef der französischen Armee, Gamelin, in Verbindung mit zwei Frontkämpfer-Vereinigungen ein Ehrengewandungsverfahren durchzuführen. In dem Briefwechsel Daladiers mit Gamelin, nimmt Gamelin den Auftrag mit der Einschränkung an, daß er über Vorgänge, die bereits die französische Militärgerichtsbarkeit beschäftigt hätten, kein Ehrengewandungsverfahren mehr eröffnen könne, sondern sich auf die Feststellungen beschränken müsse, welche Verfahren gegen Salengro geführt und zu welchen Urteilen sie gekommen seien. Aus diesem Grunde verlangt er die Zuziehung des Archivleiters und eines Juristen.

Die Rechtsprelle erhebt gegen dieses beabsichtigte Verfahren den Einwand, daß es die Unteruchung nur auf den Inhalt der Akten des Kriegsministeriums beschränke, die insgesam um die wirklich befallenen Stöße „bereinigt“ sein könnten. Die zahlreichen Zeugen, die sich gemeldet hätten, unter ihnen hervorragende Frontkämpfer aller militärischen Grade, würden in ihm gar nicht zu Wort kommen, obwohl sie als unmittelbare Vorgesehene und Kameraden Salengros allein eine zuverlässige Darstellung geben könnten. Außerdem seien die beiden Vertreter der Frontkämpfer, die Gamelin beigegeben würden,

wohl nicht ohne Absicht aus jenen Kriegsteilnehmerorganisationen entnommen, die politisch links ständen. Es sei ein „heftigster Ausweg“, den Leon Blum gewählt habe, um den Innenminister des Volksfront-Kabinetts zu retten.

Christentum gegen Bolschewismus

Der Bischof von Lille gegen die kommunistische Gefahr

Auf einer Diözesanversammlung in Lille ergriff der Bischof von Lille, Monsignore Renard, das Wort, um sich in bisher ungewohnt scharfer Weise gegen die kommunistische Gefahr auszusprechen.

Die Gefahr, die Frankreich bedrohe, so erklärte der Bischof, nenne sich der Kommunismus. Dieser Kommunismus habe zwei Gesichter, je nachdem er sich der Öffentlichkeit in den Ländern vorstelle, in denen er noch nicht Herr sei und in denen, wo er bereits die Macht übernommen habe. Das eine Gesicht sei einladend und das andere abstoßend. Der Satz des Kommunismus sei so groß, daß er weder das Leben noch die Ehre seiner Opfer und ihren Tod mit den raffiniertesten Mitteln unermüdlicher Grausamkeit herbeiführe. Nichts könne derartige Ausschreitungen entschuldigen und deshalb müsse man auch im Namen der heiligsten Rechte der geschändeten Menschheit ebenso wie im Namen der christlichen Brüderlichkeit diesen Opfern des Daseins die tiefste Sympathie zum Ausdruck bringen, ohne sich deshalb in die inneren Angelegenheiten anderer Länder zu mischen. Man müsse sich fragen, ob die Arbeiter und Bauern in Sowjetrußland wirklich glücklich seien, nachdem ihnen jedes Recht der Verteidigung genommen worden sei und sie nicht einmal die Möglichkeit hätten, auszuwandern. Gott möge Frankreich vor einem solchen Glück bewahren. Glücklicherweise sei es in Frankreich noch nicht so weit, aber es gebe Franzosen und Ausländer, die das französische Volk ebenfalls dahin bringen möchten. In den französischen Norddepartements ebenso wie im übrigen Frankreich habe der Kommunismus bewiesen, wie weit er die Organisation von Unruhen durch Streiks und Sabotageaktionen befähigt. Wenn man sich aber bemühe, die Ursachen dieses Übels zu suchen, so werde man auch Mittel finden, ihm wirksam entgegenzutreten zu können.

Deterding tritt zurück

Der Leiter der Königlich-niederländische Staatschappij tot Exploiatie van Petroleumbronnen, Sir Henry Deterding, tritt Ende dieses Jahres von der Leitung dieses Unternehmens zurück. Unter dem Namen Royal-Dutch ist es uns genau so bekannt und noch besser unter der einfachen Bezeichnung: Shell-Gruppe.

Mit diesem Entschluß gibt ein Mann eine Tätigkeit auf, die sein Lebenswerk bedeutete. Hierzu



steht im Alter von
D. C. N. de Kol,
1908 in Diensten
er als Direktor
des Konzerns tätig
wird der neue
behaltend. Peter
Deutschland.

an London
atten voraus

den eines großen
tügen gegenwärtig
ist schon ein be-
der Zechbrüder
in einem weiteren
ettern, bevor die
ihren Anhang
Bagabunden, die
te Englands be-
upflichtet zurückge-
der einzunehmen,
st werden. Zwi-
schern ist schon ein
gen Eden in den

seiten einen feilen
nn. Unter die
in engen Räume
den Piccadilly und
konzentriert. Be-
rarch auf London
so kann man sich
m Frühjahr 1937
schen wird. Schon
aufleben lassen.
stern, zweifelhaft
n und „Bertrau-

ungstätte beilä-
ta des genannten
Staat, Provinz,
er ruhrländischen
schlechten gewer-
zum wird Haus
nitiern als Er-
tischen Volke mit

obahnen

ebaurat Planeth
träte Weltfahrs
umfahrenden Vor-
kabel wies er auf
nisch-weltfährten
entung der west-
deutschen Wirt-
schaft aus die Not-
dringlichkeit in Wei-
den Plänen die
in Schluß sprach
der Bauausfüh-
lich schwierigeren
Strassen des
halten haben.

verkehrs-Ab.

ation des ge-
der Sitzung der
Krautverkehrs-
Teil geändert.
onären, darunter
len, ein weiten-
Renner zu su-

n-Zugbau

e Zblar verur-
tine den Brand
er Wind beginn-
erfeuerwehr, die
gen einacuritten
Brühl, Zblar,
Hauptwerkstätte
einischen Allien-
u und Britlett-
schen hatte der
t und zahlreiche
uch der Eichen-
der Grube war,
ter Scller des
Stellen ange-
baumstücken und
um Ofter fielen
am Boden
betitten schlich-
nd, des starken
ausgeratet. Sie
des Werkes und
terischden Ver-
tätig unterstüt-
a es dann nach
Ausbruch eines
ern und in der
zulkräften, daß
Hauptfläche als
Verionen und
ummen, und auch
um anitende
anactrellen st.

8P4g
putz

Kustrierte Sonntagspost

Sühne...

Man las in den Tageszeitungen nur eine kurze Notiz, nach welcher eine Auto auf vollkommen überflüssiger Straße aus bisher unbekannten Gründen in rasendem Tempo gegen einen Baum gefahren sei. Da die beiden Insassen, Vater und Sohn, von einer Urlaubsfahrt nach dem Süden kamen und in geordneten Verhältnissen lebten, erscheint ein Selbstmord ausgeschlossen und es ist zu vermuten, daß der Sohn, der im Augenblick des Unglücks den Wagen steuerte, die Herrschaft über diesen verlor. Alkoholischer Einfluß steht außer Frage.

Diese kurze Notiz hatte man wohl schon wieder vergessen, als nach Tagen eine Veröffentlichung erschien. Ein Auszug aus einem Briefe von Helmut, dem Sohn, an seine Schwester, aus dem nur hervorging, daß der Vater bei der Hinfahrt in einem Dorf einen Radfahrer angefahren und zu Boden geschleudert habe, trotzdem aber entgegen den Bitten des Sohnes weitergefahren sei, fernerhin auch, daß der Sohn unter dieser Tat des Vaters furchtbar leide, und sich um das Opfer sorge, jedoch sich nicht erkundigen könne, da er sonst den Vater und sich des Verbrechens verdächtig machen würde.

So begann und endete ein Seesendrama.

Vater und Sohn waren früh von ihrer Wohnung weggefahren, um im Süden einige wohlverdiente Urlaubstage zu verbringen. Abwechselnd steuerten sie das Auto, aber wenn der Sohn fuhr, so ging es wohl oft dem Vater zu langsam. Hatte er es vielleicht so eilig, weil er die noch vor ihm liegende Lebenszeit mit dem Abschnitt verglich, den er schon erlebt hatte? Hatte er vielleicht Angst, etwas zu verpassen? Hatte er etwa gar das Vorgefühl seines nahen Todes? Wie dem auch sei; er hängte seinen Sohn als Langweiler, Hakenfuß, ja auch als Schwärmer; „hier in dieser öden Gegend so viel Zeit verfaulen, die man dann im sonnigen Süden sicher vermissen würde“ — und sah er am Steuer, dann fuhr er, was der Wagen nur hergeben konnte. Auch durch die Dörfer. So geschah es, daß er in einem Dorfe einen Radfahrer, der wohl auch etwas unfähig war — fühlte er vielleicht kein Schicksal im Fahren —, streifte. Der Radfahrer knirschte. Helmut, der einen leisen Wehr aus- gesprochen hatte, als er das Unglück miterlebte, griff zum Türöffner, um im Augenblick, da der Wagen zum Stehen gebracht sein konnte, auszusteigen. Doch der Wagen hielt nicht. „Vater, du hast einen Mann überfahren, halte!“ Mit einem Blick hielt der Vater dem Dorfausgang zu und versuchte die Fahrt noch zu beschleunigen. „Vater, du hält jemand überfahren, halte doch. So halte doch, wir müssen nachsehen!“ „Umsonst. Der Vater hörte nicht. Der Sohn brüllte lauter, schon hat die Hand den Wagenhaken geöffnet. Ganz hinten liegt auf der Straße noch ein schwarzer Fleck. Ein Mann? Ein Tod? „Vater, halte oder ich springe aus dem Wagen!“

Der Vater hält nicht und — Helmut springt nicht aus dem rasenden Auto, sein Widerstand wurde schwächer und schwächer. Er blüht hinüber zum Vater. Eifern list der am Steuer. Eifern und eifig. Helmut schloß die Augen. Vielleicht hatte der Vater recht. Ein Toter? Verhandlung! Gefängnis! Grauenhafte Gedanken. Die Tage im Süden waren keine Erholung; für den Vater nicht, für den Sohn nicht. Ueber den Vorfall hatte man kein Wort gesprochen. Aus gegenseitiger Scheu. Diese Scheu aber, dieses Schuldgefühls, dieses stillen Anklagen und Gefühls der Mithuld hatten eine Wand zwischen Vater und Sohn gestellt. Man unterließ sich, in man scherzte wohl auch hier und da einmal, aber es war wie eine Unterhaltung, die zwischen zwei Zimmern, deren Tür mit einer Portiere, mit einem Sieb verhängt ist, stattfindet; einem Sieb, das die Worte „ich bin schuldig“ und „wir sind schuldig“ auffängt und sie doch in unerlöschlicher Anklage bei jedem Wort aufsitzen läßt.

„Ich bin schuldig, wir sind schuldig!“ Helmut hatte sich alle möglichen Zeitungen beschafft, um über das Unglück etwas in Erfahrung zu bringen; doch als er in einer derselben gelesen hatte: „Rückwärtslofer Autofahrer!“, da leute er das Blatt aus der Hand. Sein Vater war vor Gott angeklagt, sein Vater und er.

Könnte er sich unter solchen Umständen erholen? Erholen an der Seite eines Angeklagten, vielleicht eines Mörders? Machte sich der Vater gar nichts aus seinem Verbrechen? Verbrechen! O, wie weh tut dies Wort. War es denn wirklich ein Verbrechen? O — und er? Ja, er war ein Verbrecher, wie der Vater.

Man war auf der Heimfahrt. Man wollte, um neue Eindrücke zu gewinnen, die Fahrtroute anders legen als auf der Hinfahrt. Wirklich nur, um neue Landschaftsbilder zu sehen? Wirklich nur? Vater, frage du dein Gewissen! Deswegen, nicht aus Furcht? Aus Furcht vor dem Gewissen, du, wie ich? Aber, man wagt es nicht auszusprechen, man belügt sich, man belügt den anderen und kann keinen überzeugen, nicht das eigene Ich, nicht den Sohn, nicht den Vater!

„Die Gegend kennen wir ja nun schon, da wollen wir lieber den kleinen Umweg machen.“ Der Umweg zweigt 50 Kilometer vor der Anklagestelle der Hinfahrt ab.

Helmut lenkt den Wagen. Er fährt wie wahn- sinnig. Wo ist der vorsichtige, der langweilige Helmut? Treibt ihn die Sehnsucht? Ja, er hat Sehnsucht, Sehnsucht nach der Schwester; die



Gleich geht's los!

(Scherl — M.)

Mutter ist schon lange tot, aber diese Sehnsucht sitzt nicht mit ihm am Steuer. Das Gewissen ist es, das neben ihm sitzt, das hinter ihm herläuft, dem er entfliehen will.

Dort vorne ist die Abzweigung. Helmut fährt, fährt — wie der Vater unruhig neben ihm atmet — ist es das Gewissen? Ist es Angst? Ist es Wissen? Der Wagen schiebt geradeaus. Auf der bekannten Straße.

„Helmut, fehr um, wir wollen uns doch die andere Gegend ansehen.“ Der Wagen schiebt weiter! „Helmut, hörst du nicht? Du sollst umkehren!“ Helmut hört nicht. „Helmut — Helmut!“ Eifern list Helmut am Steuer, eifern, eifig. „Helmut!“ Dort vorne muß schon das Dorf kommen, wo... Eifern list Helmut am Steuer des rasenden Wagens. Eifern und eifig.

Da, ist dort vorne nicht ein schwarzer Fleck auf der Landstraße? Ein schwarzer Fleck, wie damals in dem Dorf dort? Ein Tod? Ein Mensch? Ein Toter?

„Hat sich die Anklage bis hierhin geschleppt, die Anklage gegen den Vater, gegen mich. Geschleppt bis zur Rache?“ Phantasie, Einbildung! Vision! Der Wagen fliegt dem schwarzen Fleck entgegen — die Rache fliegt ihm entgegen. Zwei Menschen wandern dort vorne dem Dorfe zu, dem Dorfe. Helmut sieht nur den schwarzen Fleck. „Helmut!“ „Vater!“ Ein furchtbares Krachen droht auf, Glas klirrt und zwei Schreie: „Helmut!“ „Vater!“

„Heute ereignete sich kurz vor dem Eingang in das Dorf A. ein schweres Autounglück —“

Das Vermächtnis

Ein leichter Sprühregen kühlte die Landschaft ein. Hinter den Häusern des Gutshofes verschwammen die Felder im Dunst, aus dem hier und dort die Schattenrisse von Bäumen hervortraten. Felix Melchin, der Gutsherr, kam von einem Gang durch die Ställe zurück — er wußte mit diesen Sonntagen nie etwas Rechtes anzufangen. Bisweilen kamen wohl abends die Nachbarn herüber, aber seitdem die Wege durch das Herbstwetter wieder schlechter geworden waren, ließ jeder seinen Wagen daheim, und gar heute am Allerheiligen- tag rührte sich keiner von Hause weg. Melchin warf noch einen Blick in das Wohnzimmer, und als er dort seine Frau nicht fand, ging er hinüber in seinen Arbeitsraum, wo der Schreibstisch mit Papieren und Plänen auf ihn wartete.

Niemand hatte die junge Frau fortgehen sehen, aber heute fragte auch niemand. So viele nahmen an diesem Tag den gleichen Weg. Und der Regen hinderte es nicht, daß sich auf dem Friedhof die Blumen auf den Gräbern häuften. Stumm standen die Menschen davor, die Mäntel hochgeschlagen, keiner achtete auf den andern — und auch für Irene Melchin gab es einen, zu dem sie heute zurückkam und dessen Gesicht ernst und gütig zwischen den weißen Blumen auf dem Grab hervortreten schien.

Sie hatte ihn lieb gehabt und verloren. Sie nahm einen anderen, denn das Leben stand nicht still und stellte seine Forderungen, aber vergessen konnte sie Peter nicht.

Sie sprach nie davon. Aber an diesem einen Tage durfte man etwas Liebes auf das Grab legen — mit dem stillen Eingeständnis, daß man manchmal Heimweh hatte.

Erst am Abend saßen sich Mann und Frau gegenüber. Während Irene mit einer Handarbeit beschäftigt war, sah Melchin vor Abrechnungen und Katalogen, und nur ein Kanarienvogel unterbrach manchmal die Stille.

„Könntest du nicht heute wenigstens einmal die Arbeit ruhen lassen?“ bat schließ- lich

Irene. Sie hätte so gern geplaudert oder ein wenig Musik gehört. Der Mann sah auf: „Ich weiß ja doch, daß deine Gedanken heute nicht bei mir sind.“

„Felix, es ist doch Allerheiligen“, sagte sie leise.

„Ja, aber ich dachte, daß einmal auch die Zeit vorbei sein wird, um etwas Verlorenes zu trauern, und daß die Gegenwart einem genug ist.“

Irene horchte verwundert auf. Hatte sie Trauer verraten? Wußte Felix vielleicht mehr von ihr, als sie annahm? Sie sah ihm voll Vertrauen ins Gesicht.

„Felix, es können nicht alle Menschen gleich sein. Peter war ein guter Mensch. Warum soll ich das vergessen? Etwas übernimmt man doch immer von einem Menschen, mit dem man einmal zusammenlebte. Ich weiß, du sorgst dich um alles, du bist für alle da, aber du bist manchmal zu wenig für mich da, Felix. Sei mir nicht böse, wenn ich das sage!“

Der Mann faltete langsam die Blätter zusammen:

„Frau, ich habe es dir nie erzählen wollen: Es stand damals schlecht um unseren Hof, als ich ihn übernahm. Aber weil er dir gehörte und weil er jetzt die Heimat für uns beide werden sollte, habe ich mir keine Ruhe gegönnt, alles wieder ins alte Geleise zu bringen. Es war nicht leicht, das kannst du mir glauben, es macht hart und manchmal müde, und man kann dann nicht an Feiertagen denken. Und wenn ich damit in Kauf nahm, daß vielleicht mit uns nicht alles so wurde, wie wir beide es gedacht hatten — mach' mir keinen Vorwurf daraus. Du warst zu mir auch nicht so wie zu dem anderen...“

Das Wort traf die junge Frau. Und wie sie jetzt heimlich das Gesicht des Mannes streifte, sah sie zum ersten Male, daß er nicht mehr der junge und frische Felix war, und erkannte auch das andere: Wie hilflos sie ohne ihn gewesen wäre, wie er gearbeitet hatte, für sie, wie er Schweres überwunden und da-

Die Fuhre

Eine freundliche Geschichte vom Sterben

Der Kleinbauer Klumpp lag auf dem Sterbelager. Das nächste Pfarrdorf lag weit entfernt und also auch der Friedhof. Es war in den neunziger Jahren; andere Verhältnisse wie heute. Der Arzt, der zweimal in der Woche den Berg heraufsteigte, meinte bald, es wäre besser, der Kranke habe seine Pflege im Krankenhaus. Das hatte Christian Klumpp zuerst strikte abgelehnt, der Kosten wegen. Dann fing er zu rechnen, und dabei kam der Hinfällige zu dem Ergebnis, er werde sich besser stehen, im Krankenhaus zu sterben als hier oben auf dem Dethof. Der Gemeindepfleger und der Totengräber vom Pfarrdorf besuchten ihn und erklärten auf sein Befragen: ja: die Kosten für den Transport einer Leiche zu Tal, sechzehn Kilometer weit, seien hoch. Und sie stimmten dem Bauern zu, daß er billiger lebendig hinunterkomme als tot; und das Krankenhaus in G. lag nur eine Meile von Dorf und Friedhof weg.

Nachdem schickte der Bauer zu dem Holzhändler Kähele, seinem Schullehrling. „Führst du mit ins Tal 'rab mit dem' Karre, Gottlob“, bat der Bauer. „Brauchst du net extra fahre; halt, wennst mit deiner Holzfuhr gahst.“

Der Schullehrling, gleichaltrig mit dem Bauern, gradus siebzig, willigte ein. Er blieb eine Weile am Lager des Kranken, machte Wiße, erzählte die gemeinamen Streiche aus der Jugendzeit und meinte, der Christian wolle ihn und andere mit dem vermeintlichen Sterben wohl zum Narren halten. Zu Pöffen und losen Streichen sei er schon in der Schule und überhaupt immer aufgelegt gewesen. Mit solcherlei Neben wollte der gute Gottlob dem Freunde von der Schulbank her die Todesgedanken vertreiben.

Drei Tage darauf fuhr Gottlob Kähele mit seinem Leiterwagen vor. Er hatte sechs Raum- meter Holz geladen, und es war daher nach menschlichem Ermessen kein Plätschen zum Transport eines Kranken mehr frei. Aber mit gutem Willen geht alles. Der Dethofbauer wurde oben auf dem Holzstapel verfrachtet und auch nicht eben unzufrieden. Mit Hii und Ho, Rütteln und Schütteln knarrie der Wagen den holperigen Waldweg hinunter. Kähele, der einen guten Schluß liebte, machte bei jedem Gasthaus nach altem Herkommen Rast. Es waren aber insgesamt sechs Gasthäuser. Der Kranke auf dem Wagen draußen wartete an dem sonnigen Tag gern und geduldig, nahm auch je und je ein Glas voll mit Dank an, das ihm der Gottlob her- ausbrachte.

Im letzten Wirtshaus dauerte die Einkehr lange, sehr lange, und der Gottlob schwankte, als er sich auf den Post setzte. So geschah das Unglück; die Gänle schauten, das Fuhrwerk stürzte den Abhang hinunter. Der Gottlob lag mit schweren Verletzungen unter dem Wagen; der Kranke jedoch unverletzt auf moosgem Waldesgrund, in seine Decken gepackt, wie ein Widelfind. — Die beiden wurden zwei Stunden später gefunden und ins Krankenhaus gebracht. Gottlob Kähele starb dort am anderen Tag, nachdem er kurz vorher noch voller Genugtuung festgestellt hatte: „Hab mir's doch glei denkt, der Christian spielt mir wider oan Pöffe. Dees ischt a Schlaule! Aber wart no, du kommst au no dra!“

Christian Klumpp aber genas und kam erst nach zehn Jahren dran!

mit vielleicht auf manches verzichtet hatte, was das Leben leicht machen konnte, und daß er vielleicht ebenso wie sie das menschliche Nahsein entbehrte. Und sie? Hatte er damit recht, daß sie nicht zu ihm war, wie er es erwarten konnte?

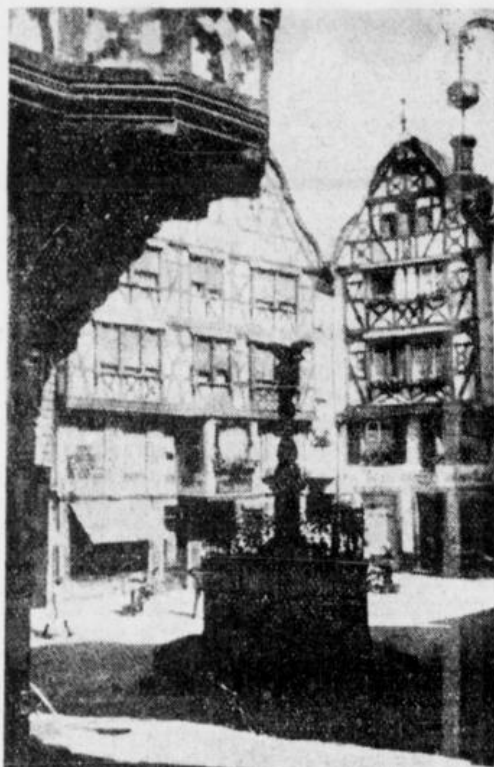
Sie streckte die Hand über den Tisch. „Felix, warum sagst du mir das erst jetzt? Wir gehören doch zusammen, wir wollen aufbauen, und es wird alles besser werden — es ist nur gut, daß man manchmal daran erinnert wird, was noch fehlt. Weinst du nicht auch?“

So hatte Melchin das Gesicht der Frau lange nicht gesehen. Ehrlich, lächelnd, vertrauensvoll stand es ihm gegenüber. Fest ergriff er die kleine Hand, und in dieser Berührung empfanden sie gemeinsames Blut, gemeinsames Wollen und Leben.

In diesem Abend war es hinter zwei Fen- stern des Gutshauses noch lange hell. Draußen hatte der Regen aufgehört, und der Mond schien friedlich über den Hof, die Fel- der und die Blumen auf den Gräbern.

Herbsttage im Moselland

Westfälische KdZ-Urlauber genießen die Schönheiten eines weingeborgenen Landes



Berncastel: Marktplatz mit Brunnen

„Ja, das hat die Mosel an sich“, klingt es uns jetzt noch immer in den Ohren, ein Lied, das immer wieder dann mit frohem Lachen und weinbegeisterten Reden gefolgt wurde, wenn wir uns ganz in ihrem Banne wußten. „Ja, das hat die Mosel an sich, die Mosel läßt keinen mehr los.“

Jetzt ist eine frohe Zeit in den Tälern der weinfrohen Westmark. Wer je an leuchtenden Herbsttagen die Ufer der Mosel entlang wanderte oder im Wagen gemächlich von Ort zu Ort glitt, den zieht es immer wieder zurück in das herrliche Land, die heimeligen Städtchen und die gastlichen Orte, wo bei „Wein, Weib und Gesang“ köstliche Erlebnisse uns paden. Die schönste Zeit der Rebentäler lockt, die KdZ, „Kraft der Freude“ schrieb eine Fahrt an die Mosel aus, köstliche Erinnerungen weigen auf, und wieder einmal padte ich meine Koffer und fuhr hinaus ins bunte Land.

Von Hagen, dem Ausgangspunkt der Reise, ging die Fahrt durch das Bergische Land, immer näher dem Rhein zu. Schon grüßten in der Ferne die hohen Doppeltürme des Kölner Doms, und ohne Aufenthalt brachte uns ein Sonderzug an das Ziel unserer Reise, nach Kyllburg, wo ein Zug der Moseltalbahn bereitstand, uns in unsere Bestimmungsorte zu bringen. Berncastel, Adel, Liefers, Mühlheim, Brauneberg, Neumagen waren bereit, uns hierfreundliche Westfalen nun zu guten Weintrinkern zu machen.

Schon eine vorzügliche Probe am ersten Abend ließ erkennen, daß mit diesem edlen Maß nicht zu spaßen sei. Man war zu leicht geneigt, im Stile des Biertrinkens zu schlürfen, und das zeigte hier und da beneidende Wirkungen.

Nicht allzu früh erwache ich am nächsten Morgen in dem sauberen Zimmer meiner freundlichen Quartiergeber. Ich schaue hinaus zum Strom und sehe nur dichten weißen Nebel, der das ganze Tal verhüllt. Wenig später dann breche ich mit einigen Fahrgenossen auf zu einem Gang in die Stille des Landes und steige bergan durch die Rühle des morgendlichen Waldes zu einem der unzähligen Aussichtspunkte und stehe überwältigt angesichts dieser Schönheit der Natur. Die Nebeldecke ist verschwunden. Klar liegen Nähe und Ferne.



Luftlos Gesichter bei der Berncasteler Weinspende

Bilder: Wilhelm Schlen

Silbern glänzt das Band der Mosel aus der Tiefe, umrahmt von der blühenden Weiße der Fachwerkdörfer. Grau und gelb steigen die Aeder hinter ihnen einige Schritte bergan, dann beginnt der Wald.

Höher hinauf wollen wir, begierig, zu sehen, was uns die Natur noch an Eindrücken vermitteln wird. Überall an der Mosel das gleiche Bild und doch wieder so verschieden. Immer mannigfaltiger das Land. Der Strom mit seinen Nebenhängen bleibt nur als stets wechselndes Motiv. Bald zaubert eine talverbauende Windung des Flusses die Illusion eines Bergsees, bald folgt der Blick den steilen Felsstufen aufwärts zu verträumten Gipfeln. Unwiderstehlich locken die zahllosen Wingerorte zu gemütlichem Trunk. Gelegent-



Die Kaiserthermen in Trier

lich tönt auch wohl munterer Gesang junger Wingerinnen einladend von den Höhen. Alles ist in diesen Wochen ganz anders wie in den heißen Sommertagen. Aus den Wingerstuben, den Straußwirtschaften, tönt jetzt übermütiger Gesang und tanzlockende Musik. Hier findet man sich zusammen, lacht, scherzt und lernt schlichte Weinbauern kennen. Den Wein schenken uns aber übermütig-frische Mädel. Hier findet man zurück zu dem unerschöpflichen Born deutschen Liebes und Tanzes.

Das ist die Eigenart des Mosellandes: Weidher und lieblicher als das mächtige Rheintal sind seine Landschaften, heimeliger noch im bunten Herbstkleid als in der Fülle des Sommers. Gleich an die Häuser treten die Weinberge heran. Auf der Landstraße schon fährt man durch Weingärten, die fast 200 Meter hoch die Hänge hinansteigern. Wo hier und da blaue Kopfbedeckungen arbeitender Mädchen aus purpurfarbener Laub schauen, machen wir halt. Wir sind gar bald bekannt mit ihnen und schon ist unser geheimer Wunsch erraten: Wir dürfen einmal zulangen und die Trauben kosten. Und erst die Dörfer selbst! Aus



Berncastel mit Burg Landskron

Türen und geöffneten Kellern strömt betäubender Weinduft. Weshalb sollen wir uns nicht einmal hineinführen lassen in die tiefen Keller?

Die ganze Sonderart von Mensch und Wingerhaus wird im Herbst so selbstverständlich. Wir schauen hinein in das Wirken des Wingers, und erleben, wie die Tropfen werden, die uns sorgenfrei und froh machen. Wir hören von der mühe- und sorgenvollen Arbeit auf den Bergen und im Keller. Und die Weinlese selbst? Sie ist wahrhaftig nicht leicht. Hart und mühsam ist auch diese Arbeit. Daß dennoch Frohsinn und manch munteres Lied beim guten Ertrage in die sonnige Landschaft klingen, mag zeugen von der naturverbundenen Art dieses Wingerbürgers, in dessen Mitte wir uns zu Hause fühlen.

Höhepunkt des Aufenthaltes sollte jedoch



Fachwerkhaus an der Mosel

die Berncasteler Weinspende mit der schon traditionellen Weinspende werden. Tagelang vorher waren fleißige Hände damit beschäftigt, das an sich schon schöne Bild der Stadt noch zu verschönern. Häuser wurden bekränzt, Girlanden über die Straßen gespannt. Auf der Hermann-Göring-Brücke über die Mosel reichte sich ein Fahnenmast an den anderen, eine endlose Kette von Lampen zierte das Brückengeländer, man ahnte also schon, daß etwas Großes kommen mußte. Dazu hatte eine geschickte Propaganda einen großen Zustrom von Fremden angelockt, so daß am Festabend das ganze Städtchen fast überfüllt war.

Unzählige Boote mit bunten Lichtern fuhren auf der Mosel hin und her und zauberten so ein malerisches Bild hervor, wie es die künstlerische Hand eines Malers kaum schöner und farbenprächtiger zu gestalten vermag. Und als Abschluß wurde auf Burg Landskron, dem Wahrzeichen der Stadt, ein Feuerwerk abgefeuert, bei dem Großstädte, die gleiches machten, vor Neid hätten erblassen können.

Und dann die Weinspende! Wer zählt die Völker, kennt die Namen... die bei diesem Anlaß sich an dem historischen Brunnen in Berncastel trafen. Eine schneidige Kapelle spielte muntere Marschweisen, schnell war das wimmelnde Gewoge auf dem Platz in Ordnung gebracht und dann konnte die Sache steigen. Bemerkenswert mit einem vorher erkanteten Trinkbecher schloß man sich der Reihe an und genoß, wenn man sich gut bis zum Brunnen durchgedrängelt hatte, das köstliche Maß, das unaufhörlich aus dem Brunnen riefte. Dann begann ein allgemeines Schunkeln auf dem Platz, das später zu einem ganz geordneten Tanzen wurde.

Mit diesem Glanzpunkt des Aufenthaltes näherte sich aber auch erschreckend schnell der Tag der Abreise; in der immer lustigen Stimmung hatte man ganz vergessen, daß die Zeit unbittlich fortgeschritten. Aber man mußte sich eben ins Unvermeidliche fügen. Pünktlich und ohne jede Verzögerung gestaltete sich die Heimreise, die durch einen erleblichen Vorrat an mitgenommenen Weinschälchen an Heiterkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Mit KdZ. in den Schwarzwald

Erlebnisreiche, unvergeßliche Tage in Freude und Sorglosigkeit in Deutschlands schönster Gegend

(Schluß)

Wir durften nicht länger verweilen, wir mußten weiter. In Bindungen führte der Weg am Schluchsee vorbei, über Althaus, dem Windfall Weiler, Alt Glashütten, durch das bekannte Bärenthal bis zum Fuße des Feldberges. Was uns immer wieder entzückte, waren die buntgemalten Wegweiser, die einmal durch eine Gruppe lustiger Wanderer, im Bärenthal durch einen zottigen, dicken Bären den Weg anzeigten. Ein bergan führender Weg wurde dadurch grotesk angezeigt, daß ein Bauer mit langer roter Nase eine Bäuerin mit hochgeschürzten Röcken hinter sich die Höhe hinantrieb.

Und nun waren wir auf dem höchsten Gipfel des Schwarzwaldgebietes angelangt. Feldberg, die Schindlucht aller Winterportler. 1500 Meter über den Meeresspiegel! Weite ausgedehnte Wälder, die fast bis zur Bergkuppe heranreichen, grüne saftige Weideflächen an den Hängen, von Blumen überfüllte Wiesen, kleine Felsbühnen, die sich lustig auf den Matten tummeln.

Vom Bismarkturm genossen wir noch ein letztes Mal das ungemein reizvolle dieser badiischen Gebirgslandschaft. Lange verweilten wir dort. Man war irgendwie gebannt von so viel Schönheit. Unmöglich war es, sich diesem Zauber zu entwinden. Nur ungern folgten wir dem Rufe unseres Führers, der zum Ausbruch gemahnte. Noch einen letzten Blick; man versuchte noch einmal und immer wieder das alles in sich aufzunehmen, was da so unglaublich und doch so wirklichsnah vor uns lag.

Zurück ging die Fahrt durchs Bärenthal in östlicher Richtung zum Titisee, der in einer Höhe von 860 Meter über den Meeresspiegel liegt. Es war am Spätnachmittag, als wir ankamen. Wir hatten nie so klares sonniges Wetter wie an diesem Tag. Eine weite glühende, tanzende Fläche dieser See. Leicht schaukelten die Röhre auf den sanften Wogen. Eine frische Brise wehte uns entgegen. Kinder, weißgekleidet und braungebraunt standen am Ufer und warfen Kieselsteine ins Wasser. Ein Maler saß vor seiner Staffelei, umgeben von Neugierigen. Auf dem Rande eines Bootes sitzend erlebten wir hier eine neue Schönheit des Schwarzwaldes: Tannen, Berge, Seen und Sonne. Dies alles teilte sich uns in nie geahnter Weise mit und machte uns froh. Etwas geheimnisvolles und stimmungsvolles lag über diesem See.

Kurze Zeit später fuhren wir durch das schattig wirkende Höllental. Ganz tief unten im Tal liegend, von der Höhe aus fast schwarz erscheinend, hat es einen ungemein romantischen Reiz. Es fröstelt einen bei der Fahrt und man ist froh, als in der Ferne die Türme des Münsters von Freiburg sich im Nebel abheben. Freiburg, Stadt der Wälder, des Weines und der gotischen Kunst. Mit seiner Höhe von 116 Meter überragt der Münsterberg die ganze Stadt, das Schwabentor ist Zeuge alter meisterlicher Baukunst, die Unvergleichlichkeit ein Hort deutscher Geistespflege.

Soll man nun noch schildern, daß die be-

vorstehende Heimreise Unbehagen auslöste? Daß die letzten Stunden viel zu schnell verstrichen? Daß es allenthalben ein herzliches Abschiednehmen gab mit viel Tränen und ernststen Wiedersehensversprechen?

Unerbittlich ging die Zeit weiter. Die schönen Tage mußten ein Ende haben. Wieder die gleichen hilflosen Hände bei der Abfahrt, noch ein letztes langes Trübschweigen... wir waren im Schwarzwald gewesen!



Wir besuchten Dater Schlageter

Das Archiv des Hauses Bladenhorst

Uniere an dem heimatischen Geschehen nicht achtlos vorübergehenden Leser wird es interessieren, einmal Näheres über das Archiv des Schlosses Bladenhorst zu erfahren, das, obwohl schon fast dem Verfall preisgegeben, noch immer, und höchst recht lange, eine große Anziehungskraft auf die Bevölkerung der Stadt und der umliegenden Gemeinden ausübt. Das Schloss ist jetzt verlassen. Sein letzter Besitzer hat sich anderwärts niedergelassen. Doch Kunde von den Zeiten der Schlossherren von Bladenhorst geben in einer guten Reihe die alten Urkunden, die von jeher die jeweiligen Besitzer des Schlosses gesammelt haben und die sich jetzt als eigene geschlossene Sammlung als „Archiv des Hauses Bladenhorst“ im Staatsarchiv zu Münster befinden. Ueber die Geschichte und den Inhalt des Archivs fließt das Wort zum Repertorium auf. Dieses Repertorium und auch das Wort wurden vor Jahren von Archivrat Kochendorfer (Münster) angefertigt und gedruckt. Das Wort soll hier, da es nennenswerte Zitate gar nicht bedarf, im Wortlaut wiedergegeben werden:

„Das Archiv des Archivs von Reichs auf Schloss Bladenhorst ist durch Vertrag vom 14. Jan. 22. Dezember 1926 dem Staatsarchiv Münster zur Aufbewahrung übergeben worden, nachdem auf Veranlassung des Archivs von Reichs im Oktober 1926 eine Bestätigung des Archivs auf Bladenhorst durch den Unterzeichneten stattgefunden hatte und die Archivalien im November 1926 in mehreren Rufen abgehoben waren.“

Bei diesem Depositum handelt es sich nicht so sehr um ein Familienarchiv des Archivs von Reichs als um das Archiv des Gutes Bladenhorst. Dieses Gut hat im Laufe der Jahrhunderte mehrfach den Besitzer gewechselt. Von den Dingen, die es an die Ritterschaft und von denen an die Ritterschaft und erst Ende des 19. Jahrhunderts an den letzten Besitzer von Bladenhorst, Freiherrn Clemens von Reichs zur Renne, der es an den Adolfskonsern veräußert hat und nun seinen Wohnsitz auf Borlinghausen im Kreise Warburg hat.

Die Archivalien des Hauses Bladenhorst sind von mir folgendermaßen gegliedert:

1. Archiv des Hauses Bladenhorst
2. Urkunden
3. Urten

II. Registratur des Hauses Bladenhorst.

1. I enthält die meist auf Pergament, nur zu einem kleineren Teil auf Papier geschriebenen Urkunden von 1332 bis 1658. Sie waren früher auf Brünninghausen aufbewahrt und wurden 1896 bei dem Brande in Bladenhorst erheblich durch Feuer und Rauch beschädigt. Die meisten Urkunden waren infolgedessen von Rauch geschwärzt und zu sehr großen Teilen unlesbar. Die Urkunden, die nicht so sehr beschädigt waren, wurden von mir in der Reihenfolge des Inhalts in die Urkunden des Archivs von Reichs auf Bladenhorst eingeordnet. Die Urkunden, die nicht so sehr beschädigt waren, wurden von mir in der Reihenfolge des Inhalts in die Urkunden des Archivs von Reichs auf Bladenhorst eingeordnet.

Die Registratur des Hauses Bladenhorst hielt Unterzeichnete für richtig, von dem Urkunden- und Urtenarchiv zu trennen, da es sich hierbei fast durchgehend um um Teil noch laute Urten handelt, die bis in die neueste Zeit reichen. Auch sie haben im allgemeinen die Güteverwaltung von Bladenhorst zum Gegenstand. Die Urteile zu den zahlreichen Rechnungen wurden nicht besonders verzeichnet, sondern nur in ungefähre Zeilenfolge zusammengefasst.

Ein kurzer Überblick über Haus Bladenhorst und seine Besitzer findet sich in den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen, Kreis Bochum-Land (Münster i. R. 1907 S. 18-19).

Als das Archiv auch nur ein Torio, worauf schon oben hingewiesen wurde, so enthält es doch manche wertvolle Material zur Orts- und Familiengeschichte. Die Bladenhorst besessen haben, vor allem der Biermündt und verwandter Geschlechter.

Nachzutragen wäre, dass der in dem Wort mehrmals genannte Nordhoff wahrscheinlich der Kunsthistoriker Professor Dr. Joseph Bernhard Nordhoff aus Münster ist. Vielleicht wird bei dem einen oder anderen die Meinung aufkommen, das Archiv Bladenhorst gehöre eher in das Stadtarchiv Castrop-Rauxel als in das Staatsarchiv Münster. Aber dem steht entgegen, dass das Bladenhorst Archiv viel in das Archiv Brünninghausen, das Archiv der Ritterschaft, überreicht und die Bindungen der Schlossherren von

Bladenhorst zur Stadt Castrop bzw. Castrop-Rauxel nicht so sehr und weitläufiger Natur waren, wie es vielleicht mißverständlich gemeint wäre. Doch steht der Heimatgeschichtsforscher das Archiv des Hauses Bladenhorst in Münster jederzeit offen und große Teile von ihm, auf die des öfteren zurückgegriffen werden muß, befinden sich bereits in Abschrift oder Auszug in unserem Stadtarchiv. Reichardt.

Historische Notizen

Von Dr. Dörner, Dülmen

Eine Neubau-Konzeption von 1649

Am 26. Oktober 1649 erlaubten die adeligen Patronen, der jetzige katholische Pastor und die Kirche der Stadt Castrop Bürger Georg Janßen und dessen Ehefrau Margarete Weillamp ihr neues Haus, das sie auf einer dem brandenburgischen Kurfürsten nachtragenden Stätte — die Schuttenhütte von altersher geheißen — mit einem Eid auf die Kirchhofsmauer zu setzen. Gleich dem umliegenden Häusern. Die Mauer, soweit das Haus darauf geleitet wird, müssen die Eheleute auf ihre Kosten instand halten. Bei dieser Gelegenheit wird ein Abgang vom Kirchhof, der trumm nach dem Gemeindegelände laut und den Bau hindert, eingelesen, und ein neuer Abgang auf Kosten der Eheleute getrats gegen den gemeinteweg durch die Kirchhofsmauer widerum hergestellt. — Eine Familie Janßen gab es nach 1801 in Castrop und zählte von ihrer Hausstelle 2 Stüber an die königliche Kette. Demnach müßte es möglich sein, die Bestimmung am Kirchhof und ebenso den neu angelegten Abgang zum Gemeindegelände festzustellen.

Odi profanum vulgus et arceo!

Wie anderwärts, so hatten auch in der katholischen Kirche zu Castrop die Adeligen früher ihre besondere Stube auf dem Chor. Denn als man im Jahre 1711 für die Kirche neue Bänke anschaffen wollte, machte man mit dem Vetter auf dem Chor den Anfang. Der Vetter, in dem der Herr von Romberg und der von Gienberg ihre Stube hatten, sollte 70 Reichstaler zahlen. Das hielten die damaligen Kirchmeister Jürgen Widdelmann und Johann Heinrich Serres im Hinblick auf die Armut der Kirche für untragbar und gingen die genannten Herren um eine Beistuer an.

Zur plattdeutschen Rechtschreibung

Am 12. und 13. Oktober 1936 fand in Schwerin eine Tagung der niederdeutschen Landesstellen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda statt, die als Hauptthema Fragen der plattdeutschen Rechtschreibung behandelte. Alle Landesstellen von Westfalen bis Pommern waren vertreten und die wichtigsten Kenner dieses wichtigen Sachgebietes erschienen. Unter ihnen seien erwähnt Prof. Schulte-Kemninghausen (Münster), Prof. Borchling (Hamburg), Dr. Sak und Dr. J. J. Braaf (Schleswig-Holstein), Morik Jahn (Göttingen), Friedrich Grise, Prof. Teubert und Prof. Burmeister (Münster).

Die Besprechungen verliefen in hervorragender Einmütigkeit. Sie stellten somit gleichseitig den Beweis einer tatkräftigen Arbeitsgemeinschaft im

Weg mit einer Napoleon-Legende!

Französischer und deutscher Straßenbau vor 120 Jahren

Es sind noch viele brave Deutsche, die, wenn über die Niederträchtigkeit Napoleons I. gesprochen wird, den Deutschen gelächelt wird, unter den nicht zu bestreitenden großen Taten des Kaisers seinen Straßenbau hervorheben zu müssen glauben. Wir haben da einen langjährigen, geschichtlichen Irrtum vor uns, der eigentlich schon hätte verschwinden sollen, als im Jahre 1821 der preussische Ober-Inspektor des Brücken- und Straßenbaus Weiermann eine Schrift über den Kunststraßenbau herausgab. In ihr findet man über den Straßenbau in den heutigen preussischen Provinzen während der Jahre 1786 bis 1820 wertvolle Mitteilungen, die einen Vergleich zwischen den Leistungen unter französischer Verwaltung und denen des preussischen Straßenbaues vor und nach der Franzosenzeit gestatten.

Im Jahre 1788 wurde auf Veranlassung des Ministers von Heintz mit dem Straßenbau in der preussischen Grafschaft Westphalen begonnen. Zu dem Zwecke wurde der damalige Geh. Oberbergrat vom Stein auf Burg Wetter zum Chef einer kollegialen Wege-Kommission ernannt, der fünf Wege-Inspektoren unterstanden. In nur fünf Jahren hat diese Behörde Kunststraßen in einer Länge von 150 km. erbaut und dafür rund 1,5 Millionen Mark verausgabt. Dann wurde die Weiterarbeit einem Wege-Amt mit dem Sitz in Hagen übertragen, das die mörtlichen Kassenwege mit dem neu erbauten Straßenbau in Zusammenhang brachte. Die Güte der neuen Straßen war bereits so beachtlich, daß sie sich gegen die alten bergischen Straßen wie Licht und Schatten verhielten.

Nachdem die preussische Straßenbauarbeit 1806 ihr Ende gefunden hatte und die ausgezeichnete Organisation des Hagen-Wege-Amtes zusammengebrochen war, errichtete Napoleon in Düsseldorf, der Hauptstadt des neu geschaffenen Großherzogtums Berg, eine Generaldirektion für Straßenbau, deren technische Arbeiter Weiermann leitete. So daß sich ihm Gelegenheit zu Vergleichen mit den preussischen Methoden bot. Aus seinen Mitteilungen läßt sich er-

niederdeutschen Raum unter Führung der Landesstellen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda dar. Das Ergebnis der Tagung hat in allen Teilnehmern die treudie Gewissheit geschaffen, daß im Rahmen einer soweit geplanten Arbeitsgemeinschaft auch in Zukunft alle noch offenen Fragen gelöst werden können. Besonders muß die Tatsache hervorgehoben werden, daß die Tagung durch die Anwesenheit des Reichskulturministers Dr. Moraller in ihrer besonderen Bedeutung noch gesteigert wurde.

Die Beteiligung zahlreicher Vertreter der niederdeutschen Gaudienstellen der NS-Kulturgemeinde sowie des stellv. Reichsministers Dr. Holsappel erweiterte den Rahmen der Arbeitsgemeinschaft.

Wie sind die westfälischen Orts- und Familiennamen aus dem heimatischen Boden zu erklären?

In der „Lünen-Zeitung“ vom 21. 10. 36 lesen wir:

„Undurchdringliche Wälder mit Mooren und Sümpfen, Quellen, Bächen und Flüssen gaben unserer Heimat in alten Zeiten das Gepräge. Hier gründeten unsere Vorfahren unter unglücklichen Anstrengungen ihre ersten Siedlungen. Es war naturgegeben, daß diese nach den betreffenden Wohnplätzen benannt wurden. So entstanden die Namen für Familien und Orte aus den Beschreibungen der Bäume, Bäche und Moore. Nach dem Worte thar oder dar — Baum erhielt die Siedlung Darfeld ihre Bezeichnung. Der Reiter größerer Eichenbestände hieß allgemein Eichenhof, Eichenweg oder Eichenbusch. Aus dem Buchenwald entwickelten sich die Orte Buchum, Bodum, Sandobuchum. Der Wald hat einen Ort oder Schut für Menschen und Tiere. So entstanden die vielfachen Verbindungen mit Dor, wie Sendenhorst und Dor-Emler. Mit dem Rohr oder Sumpfbereich mußte ein späterer Anwohner vorlieb nehmen; er erhielt den Namen Rohrlamp oder Rohrmann. Tief im Bruch oder nassen Grund wohnte der Deinenbrod oder Dohlbrod. Nach den Quellen, Bächen und Teichen oder Ruppen wurden Ortsnamen mit den Endungen born, bed, bach, mar — Wasser gebildet. Wir finden sie in den Namen Horstmar, Bethmar, Merfeld, Liesborn, Hamrath, Lembed, Grönbach, Kump u. a. Die Form des Geländes bestimmte die Namen mit den Endungen berg und hövel — Hügel. Aus dem ausgerodeten Wald schufen unsere Vorfahren ein heiliges Land, ein thar oder tharop. Diese Endungen finden sich wieder in Castrop, Ventrop, Wastrop. Nach der Frucht, die sie vorzugsweise ertrug, nannte man die Bewohner Haherfamp, Reitelamp, Birnbaum. Aus dem Dachsloch entstand Dasbed. Das Heim der Germanen wurde hem oder ham genannt. Diese Endung führte man später ab in „um“. Daher die vielen Namen mit der Endung „um“, wie Bodum, Rellum, Stodum. Die Endung uist oder vit deutet auf weichen Boden hin; nach anderen Sprachforschern bezeichnet es eine abwärts weit zurückliegende Siedlung. Sie findet sich abgeleitet in den Wörtern Arelid, Nordid, Ohermid, Gest oder Gest nannte man ländliche Erhebungen. Die Nachfolge lag auf die Zugehörigkeit zu dem Reiter an. Was dem Reiter gehörte, wurde mit Reiterung benannt. Bei der Hofteilung entstanden der Reithues, Dikues, Widdelmann. Aus den erwähnten Beispielen geht hervor, daß unsere westfälischen Namen so wie ihre Träger mit dem Heimatboden innig verwachsen sind.“

mit dem Bau beginnen, der aber bald infolge der zu hohen Kosten ins Stocken geriet. Die preussische Verwaltung ließ dagegen zunächst den Boden geognostisch untersuchen, wobei ein Gefälle aus Quarz- und Sand von ausgeschiedener Beschaffenheit in geringer Tiefe gefunden wurde. Damit vollendete Preußen diesen Straßenbau bei Senkung der Kosten auf nur 18 000 Taler je Meile.

Nach auf einem anderen Gebiete war der französische Straßenbau auf deutschem Boden so wenig vorbildlich wie früher der bayerische im Herzogtum Berg. Wer sich, so führt Weiermann u. a. aus, durch eigene Anschauung von ununterrichteten Menschen, den der Straßensituation überzeugen will, der brauche nur die von Frankreich zum Teil fertig gebaute Straße von Aachen nach Arelfeld und Verdingen, ferner die unter Bayern ehemals gebaute Straße von Köln über Düsseldorf nach Duisburg, sodann die Straße von Düsseldorf nach Elberfeld, „von Krumbach nach Kettwig“ und von Venrath über Hilden nach Solingen anzusehen. Man werde finden, daß da, wo ein Bogen in der Linie oder ein Zickzack vorkommt, jedesmal die Grundründe von Bornheim liegen.

Demgegenüber stellt Weiermann zum Ruhm des damaligen preussischen Straßenbaues fest, daß u. a. „den dem Bau der Grafschaft Märkischen Straßen (1788), wobei er Mitarbeiter war, keine Begünstigungen oder willkürliche Abänderungen gebildet wurden. ... So trägt denn jede Straße den Stempel der guten oder der schlechten Ausführung für immer an der Stirn, dem Urheber zur öffentlichen Ehre oder zur öffentlichen Schande.“

Möchten diese Mitteilungen eines der bedeutendsten Straßenbauer seiner Zeit allen deutschen Fremden und Bürgern und Napoleon-Enkeln zum Nachdenken sein.

Ein herrenloses Bergmannsgebäude

Die Erinnerung an die vor 75 Jahren, am 1. Oktober 1861, erfolgte Schließung des alten Westfälischen Bergamtes in Bochum macht auch die Erinnerung an das eigenartige Nachspiel dieses Vorganges lebendig. Das stattliche Gebäude des Bergamtes stand da, wo heute neben dem Bochumer Rathaus der moderne Rinderbau der Reichspost sich erhebt. Als die Beamtenhaft des Bergamtes das Gebäude verlassen hatte, stellte sie heraus, daß es herrenloses Gut war. Man hatte es ehemals aus Fonds der Gewerkschaft der Bergbau-Hilfskasse erbaut und dem Handelsministerium für das Bergamt zur Verfügung gestellt. Nach Reich und Billigkeit hätte es jetzt an jene Gewerkschaft zurückfallen müssen. Die war aber in der alten Form nicht mehr vorhanden, und die Gewerkschaft, die den Fonds geschaffen hatten, erfüllten dieselbe nicht mehr. Einzelne hatten weder einen Anspruch auf das Gebäude noch auf einen noch vorhandenen Fonds von 107 000 Talern.

Was war zu tun? Der Ratus hatte sich sehr geübt, das Gebäude festerhand zu behalten. Daraufhin wurde das preussische Abgeordnetenhaus mit dieser Sache befaßt. Es nahm einen Antrag an, wonach das herrenlose Haus an die Gewerkschaft des alten Bergamtes abzugeben sei. Nach einem Vortrag des Bochumer Zeitungs-Schulz über die ländlichen Schicksale der Westfälischen Gewerkschafts-Hilfskasse schloß sich im Dezember 1861 der Bergbauverein in Essen dem Vorgehen des Preussischen Hauses an. Die Angelegenheit fand ihre Lösung, indem alle Beteiligten sich auf Berechtigung des Gebäudes für die Bochumer Bergschule einigten, die seit 1854 von einem aus dem Kreis der Gewerkschaften Bergschülerverein und von 1854 an von der Westfälischen Bergamtschule unterhalten wurde. Die Bergschule erhielt ein für die damaligen Verhältnisse sehr stattliches Heim, ein Gebäude mit einer Länge von einem vorgezeichneten Mittelbau, der durch seinen dreieckigen Eingang und die darüber liegenden drei hohen Bögen hinter dem Eingangs des Bergamtes vornehmlich wirkte.

Westfälisches Schrittmann

Alt-Münsters Mauer und Wälle

Das Oktoberfest der vom Städtischen Verkehrsamt in Verbindung mit dem Verkehrsverein herausgegebenen Monatschrift „Das schöne Münster“ (Preis je Heft 20 Pf.) gibt einen Einblick in eine der interessantesten und vor allem auch den Fremden viel bewunderten Stellen Alt-Münsters: in dem gemeinlich als „Ruhesitz der Mauer“ bezeichneten letzten Rest der alten Festung Münster und dessen nächster Umwelt. Es handelt sich dabei um das vom Promenadenwall umschlossene Reiterhof und Zoologischen Garten, der eine Fläche von 300 m lange Stadtmauer jenseits der „Ruhesitz“ und der Mauer mit dem kurz vor der Wiederherstellung angelegten Kundell mit dem städtischen Pavillon. Den Fluß entlang verläuft eine mit ungeschulten Mauer in jahrzehntelanger Arbeit aufgeführte Reiterhofmauer, während sich über die Mauer hinweg der Blick ergoßt an dem wunderschönen Weid der vielfach geschnittenen Lüne der Stadt, der an seiner Stelle so prächtig zur Geltung kommt. In dem von Schriftsteller Peter Werland geschriebenen Text wird auf Grund der Merkwürdigkeiten „Ruhesitz“ von 1635 und der tiefgründigen Aufnahmen von Weisberg erläutert, wie dieser Festungsrest, der auf dem Kerne der ersten großen Stadtbefestigung Münsters aus der Zeit um 1150 der Gesamtbebauung der Stadt eingegliedert war und in Verbindung hiermit auch die Entstehung unserer viel bewunderten Promenade dargestellt. Ein Auschnitt aus dem Merkwürdigen Pläne wie auch die Wiedergaben des Savinischen Stiches von 1816 und einer bisher unbekannten Lithographie von etwa 1830 sowie vor allem die ganz hervorragenden Aufnahmen des bekannten Fotografen Ernst Krahn geben diesem kleinen Heft besonderen Reiz und gewähren einmal einen Einblick in diesen als Privatbesitz der Allgemeinheit nicht zugänglichen idyllischen Garten, dessen Zauber bereits die Münsteranerin Clara Kahl in ihren „Münster-Roman „Familie Fraze““ im Lied gesungen hat.

Der betrunkene Weinberg

Anekdote von Otto Doderec

Ein junger Winzer, der noch nicht lange verheiratet war, geriet eines Morgens zum erstenmal mit seiner Frau in Streit, weil sie sich — obwohl sie wusste, wie wenig Zeit ihm die Erbschaftsarbeit übrig ließ — geweigert hatte, die Reben zu schneiden, die er für die Neuanlage seines Weinbergs brauchte. Er war feiner von denen, die lachen im Jörn. Mortos zog er seine Puppe an, nahm die Mütze vom Kopf und ergriff den Knotenstock, und gleich darauf konnte die Frau hinter den Gardinen ihn dahineilen sehen durch die holzige Gasse zwischen den Dachwerkhäusern, an denen alte Weinstöcke wie graue Schlangen emporstanken, von Kuckbäumen an den Dächern überragt.

Das freilich sah sie nicht mehr, daß er schon am Ortsausgang mit einer entschlossenen Wendung in eine Hausstraße trat, über der an einem Tannenbäumchen, das an einer Stange herabgesteckt war, ein Krug baumelte, also in eine Strauchwirts-Gasse. Nach einer Weile, in der er dort in Gesellschaft des wortfargen alten Winzers drei halbe Schnoppen geschlürft hatte, war er wieder auf dem Weg und hatte seinen Verrücktheitsausbruch, mit dem er von zu Hause weggerannt war.

Ganz getrocknet schwang er seinen Stock auf der Landstraße. Die frohe Bewegtheit der hügeligen, weithin zu überblickenden Landschaft mit den gleichmächtigen Fluchten der Weinbergsreihen und der freundlichen Begleitung des Stroms im Tal beruhigten ihn vollends. Er überdachte die Arbeit, die er mit dem neuen Winzert vorhatte, und sah mit einem verlebten Blick den Berg hinauf. Doch dort oben, in der besten Lage der Gemarkung, war das Stück, das viele Jahre brach gelegen, ausgeräumt hatte, gründlich gepflügt und reichlich gemästet war und ein Mutterweinberg werden sollte.

Am Ru war die Stunde Wegs vergangen, als er jetzt in die Straßen des Städtchens eintrat, wo er spornstreichs zur Gärtnerei gegangen wäre — so voll Eifer war er —, wenn ihm nicht der „Anker“ und der Blondkopf der Kellnerin den Weg verperrt hätten. Immerhin blieb es auch hier bei drei Halben.

Nachher suchte der Obergärtner mit ihm die gefundenen und kräftigsten Wurzeln aus, die er in die Erde einschlagen konnte. Er schnürte sie sorgfältig zu zwei Bündeln zusammen, die sich der Mann auftrug über die Schultern hinauf.

Unglücklicherweise stieß er nun, als er eben aus dem Tor des großen Gartens trat, auf einen Kriegssameraden. Der nahm ihn mit sich nach Hause, und man weiß, wie schnell alte Krieger in den Erinnerungen an die rauhe, wilde Welt des Krieges schwelgen, wenn sie unversehens einmal wieder zusammentreffen, wie das Leben in den Unterständen wieder aufersteht mit den Mustern, und sich die Gegenwart verwandelt. Die Weiben hatten schon ein gut Teil des Ertrags eines Weinbergs vertilgt, von der Frau des Kriegssameraden geduldet, von der Frau aus dem Keller geholt, als die Kirschenmühle mit zwölf raselnden Schlägen die Mittagsstunde verkündete und den Mann mit den Reben ernstlich an den Weinweg mahnte.

Der Kamerad begleitete ihn noch den Berg hinauf. Arm in Arm gingen sie und sangen seltsame „Kronenwälder“ und „Denn dieser Feldweg ist kein Schnellweg“. Auf halber Höhe kam ihnen lachend die Kriegerfrau nachgeeilte mit den zwei Rebenbündeln, die sie ganz vergessen hatten. Unerbittlich nahm sie ihren Mann an ihre Seite, und unter Freund und ging nun allein weiter und sang noch unverdrossen, obgleich er nun der Stütze entbehrte und ihm die schweren Bündel allerlei zu schaffen machten.

Wohlgemut trat er zu Hause in die Stube. Aber seine Frau noch den Weindunst, sah sein Augenschein, knirschte nur „Pfui!“ und schlug die Tür hinter sich zu. „Meinetwegen!“ schrie der Mann und machte sich hungrig über die Mahlzeit her, die auf dem Tisch für ihn bereitstand. Nach dem Essen hatte er sich am liebsten ein Stübchen niedergelassen, jedoch die Vorwürfe und die Rebenpflänzchen hielten, und so ging er hinaus in die Küche und fragte ganz schüchtern die Köchin, die am Spülstein stand, ob sie nun mitbringen in den Weinberg. Sie lachte hart auf und schrie ihm einen Augenblick unter den Büscheln der zusammengesogenen Brauen verächtlich an.

Mit beiden Händen umfammerte er eine Stuhllehne, aber es blieb nun durchhalten. Er suchte die Gerätschaften, die er nötig hatte, lud sie auf einen Schubkarren und die Reben dazu und fuhr los. Lange genug war er ohne die Frau mit dem Leben fertig geworden, er konnte auch weiterhin allein fertig werden! Vor dem Brauen, mit grauen Schleierrücken durchsetzten Ackerland zwischen den Weinbergen auf der Höhe angekommen, ruhte er zunächst einmal eine Weile aus. Er betrachtete es wie ein Maler die Leinwand, auf die er eine Welt seiner Phantasie zaubern wird. Im Begriff, an die Arbeit zu gehen, durchfuhr ihn jedoch ein Schreck, weil er die Schnur vergessen hatte, um die Reben gradlinig abstecken zu können. Da er seiner Frau nicht abermals Anlauf zum Sport geben wollte und auch der Weg weit und beschwerlich war, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich ohne Schnur zu behelfen. Mit großen Schritten maß er das Grundstück ab, setzte in Abständen von einem Meter je ein Pfälchen ein, grub dann vor jedes mit der Schaufel ein Loch, setzte es ein und häufelte es zu. Es wurde schon Nacht, als er sein Werk übernahm und es vorsätzlich geratete fand.

Erst als er nach einigen Tagen einmal auf einem Umweg vorüber kam, um nach dem Gedeihen der Stöcklinge zu schauen, sah er mit Entsetzen, wie ein Unheil ihm widerfahren war. Wirt lugte die grünen Zweiglein aus der Erde, diese zu eng beieinander, jene viel zu weit, kreuz

und quer im Zickzack über das ganze Grundstück hin! Der Mann sagte vorerst niemanden ein Wort darüber, am allerwenigsten seiner Frau, und wenn er in den nächsten Wochen allmählich von seinen Mitbürgern allerlei Sticheleien zu hören bekam, bis er nur finstere Lippen aufeinander.

Im Frühling des dritten Jahres mückten die Pfähle eingeschlagen, der Draht gespannt und die Sprossen angebunden werden. Eines schönen Tages machte sich der Mann mit seiner Frau und seinen Kindern auf in den Weinberg. Sie hatten in diesen Jahren zwei Buben bekommen; der älteste trappelte schon flappernd an seiner Hand, der jüngste lag mit fetten Beinen und rosigen Häutchen im Kinderwagen, den die Mutter vor sich hinstob. Die Eltern hatten sich beide inzwischen längst ineinander schiden gelernt, waren milder und nachsichtiger geworden. Je näher sie jetzt an den Ringert kamen, den die Frau noch nicht gesehen hatte, desto eifriger wurde der Mann. Aber sie lachte nur, als sie davor stand; sie wurde ganz ausgelassen und sagte: „Das also ist dein betrunken Weinberg!“ Der Mann hatte Schimpf und Spott erwartet und sah die Frau überfallen an, und mit einemmal sah er, wie leicht die Fährde der Ehe ist, wenn sie von den Eheleuten im Eimerhändnis getragen wird.

Die Pfähle und Drähte fanden nun nicht da wie in einem ordentlichen Weinberg. Sie sahen eher aus wie ein Drahterbau. Und der Wein, den sie im Jahre darauf zum ersten Male ernteten, war auch danach. Die verwöhnten Weinungen jubilierten zwar, wenn er über sie dahinfuhr, aber man darf nicht viel von ihm trinken. Er ist feiner von denen, die weise machen, sondern nimmt alle Vernunft. Die beiden Eheleute tranken ihn nur, wenn sie ganz unter sich sind.

Der fahle Hund

Einen Namen. — ja, den hatte er garnicht. Wenn der Bauer ihn vor sich wollte, dann pfiff er. Und wenn er sich davonmachen sollte, so schimpf man ihm einen Knüttel nach, den Schuh, einen Brocken Dreck.

Dann zog er den Schwanz unter den Leib und schlich weg, zog sich dicht über den Boden, die Mauern entlang, kniff die Augen schmal und sehte um die Ecke.

Eigentlich hatte noch keiner mit ihm gesprochen, denn wenn einer „Lumpenweib!“ und „Du As!“ — hinter ihm herbrüllte, dann war das doch nicht gesprochen.

So trieb er sich meist hinter den Hecken herum und unten am Bach; da lag dann wohl schon einmal ein toter Fisch, der an der Angel eingegangen war. Alte Knochen fand er da auch häufig.

Vor ein paar Tagen hatte er sich noch mit einer Ratte herumgebeissen. Das Fell hatte ihm die zerrissene. Aber sie war sein letzter Fraß gewesen. Die Bäuerin hatte ihn sicher vergessen; sonst stielte sie schon einmal einen Napf mit Fraß in die Hede. Das durfte dann der Bauer nicht sehen; die Hölle wäre losgewesen! Eine Ente, solch eine feiste und laute, hatte er vor langer Zeit in seinem Heßhühner angefallen. Da hatte ihn der Anecht halbtotprügeln müssen, und dem Bauern war's eigentlich noch nicht genug gewesen.

Und nur, weil er das Zigeunervolk, wenn es frech und laut daherkam mit roten und gelben und blauen Tüchern, nicht ins Haus und in den Hof ließ, darum durfte er über Nacht noch an der Kette liegen und in der brüchigen Hülle die Füße wegschubbern. Aber dazu ließ er sich nur selten einfangen. Wenn es in Strömen regnete, ja, dann schon einmal.

Denn er war früher bei den Zigeunern gewesen; da hatte er es noch schlechter gehabt; und so war er davon gelaufen. Und hatte sie. Neulich hatte er einmal vom Morgen bis in den Mittag hinein an der Kette liegen müssen. Die Sonne hatte so warm gebrannt; und die Fliegen ließen ihn in Ruhe. Er war so müde. Da war er eingeschlafen. Und da war eben doch das Zigeunervolk über den Hof in die Küche gekommen und hatte gezetert und

geschrien, bis der Bauer herzuhiel. Das Weiß rief aus.

Und dann hatte ihn ein messerscharfer Schlag hochgerissen aus dem Schlaf; und das knallte über den Leib; der nächste Schlag pfiff auf die Schnauze. „Luder!“ — „Altes Schwein!“ — „Was faulst du Dreckhammel hier rum?“ — „Daß ich dich prügele, bis du freierst!“ Bis du freierst! Verfluchtes As! Oh — noch einen! — Bei jedem Schrei ein Schlag. Der Bauer wußte nicht mehr, was er tat.

Da hatte er sich noch das Halsband über den Kopf gezerrt, zum Ersticken war das; aber dann ging's. Geheult hatte er noch und war an dem wütenden Bauern vorbeigejagt. Da gab ihm der noch einen Tritt in die Flanke und hefte den Anecht hinter ihm her. Durch den Mist hatte er gemerkt; und wie er über die Hede gekommen, wußte er selber nicht mehr. Nur Schmerzen hatte er gehabt den ganzen Tag und die Nacht. Gegen Abend fand er den Napf mit halbwarmem Fressen vor; den hatte die Bäuerin wieder zur Hede gebracht. Das wußte er. Und die Bäuerin, die mochte er. Den Dreck hatte er sich, so gut das ging, am Bach abgewaschen. Aber mehr, um die blauroten Streifen, die von den Schlägen herliefen, im Wasser zu kühlen. Zerichunden ist er und der Leib hat den qualenden Schmerz noch von dem Tritt.

Der Bauer war nicht auf dem Hof. Das

hat er noch gesehen, wie der rausging. Darum war auch das Fressen draußen.

Und so schleicht der Hund die Ställe entlang und blinzelt zu dem Licht in den Kammern. Die Magd klappert noch mit Eimern über den Hof. Er lauert im Dunkeln. Die Nacht kommt immer schwärzer herauf. Spät ist es schon. Die Bäuerin ist immer noch auf. Die wartet auf den Mann.

Und der kommt unten die Straße herauf; er kennt die Schritte und drückt sich in die Hede.

Der Bauer ist nicht allein. Da gehen noch fremde Schritte mit ihm. Immer näher kommen die beiden. Jetzt sieht er sie schon durch das Torgitter.

Der Bauer ist besoffen; sie sprechen laut miteinander. Sie schreien. Und jetzt schließt der Bauer den Kiebel zurück, drückt das Tor auf und kommt in den Hof; der Fremde schließt sich nach. Der Bauer stößt ihn zurück. Da greift der Mann den Bauern an die Kehle, daß der wankt und auf den Boden fällt. Der Mann schlägt zu, der Bauer brüllt.

Und der Hund bleibt in der Hede. Er fühlt etwas wie Genugtuung. Er hört den Bauern schreien, immer erstickender.

Er bleibt liegen in der Hede. Und knurrt nur und spürt die Schläge. Ach, eigentlich nicht die Schläge. Nein. Aber den Tritt, diesen Tritt. Und den kann er nicht vergessen, nein, den nicht! Ach, Bauer, denkt er; ab, wir sind quitt; quitt sind wir. Du und ich. Und er will sich wegschleichen und schlafen.

Der Bauer röhrt. Da reißt jemand oben am Haus die Fenster auf und jammert, ruft: „Hinrich!“ und jammert.

Der Hund hört das und knurrt: „Sammer nur!“ Und drückt sich beiseite. Und die Bäuerin heult, schreit um Hilfe, schreit. Und er hört auf einmal: „Hund!“ Da zuckt er zusammen; denn da ist er gemeint. Das weiß er. „Hund!“ kommt es da wieder flehentlich. Und da ist ihm, als streiche eine milde Hand über das Fell und meine es gut mit ihm. So gut mit ihm. Da vergißt er doch den Bauern und den Tritt.

Da heult er auf, spannt sich zum Sprung und wundert sich, wie nah er doch schon an dem Bauern war und faßt den Mann über dem Bauern in den Rücken, reißt die Zähne in das Fleisch; Blut quillt, und der Mann schreit los. Er stürzt an die Wand. Der Bauer ist auf. Ist wach. Und packt ihn bei den Armen und dreht sie aus.

Die Männer leuchten. — Und — — — — — Aber der Hund hat ja getan, was die Stimme, die ihm so weich über die Flanken ging, wollte. Er darf sich trollen. Die Männer gehen ihn nichts mehr an.

Der Bauer hat ihn nur noch schief angesehen. Aber nach Scham hat das gesehen.

Und der Hund weiß, daß der Bauer sich schämt. — — —

Und da lauert er sich in die Hede und schläft.

Der Radiot Von Wilhelm Schmidtsdoeff

Er mag in jeder anderen Lebenslage ein Muster von Höflichkeit sein, mag ein müßiger Mensch sein, mit noblem Geschmack ausgestattet sein — und dennoch! Dennoch kann er ein recht unangenehmer Zeitgenosse sein; kann rüchlos und geschmacklos sein; kann seine Gäste, die eben bei ihm gut gegessen haben, so weit reizen, daß ihnen die zarteste Gänseleber wie Galle hochsteigt; kann ein frommes Gemüt, das einen Tanzschlager mit der gleichen Seelenruhe anhört wie eine Beethoven-Symphonie, rein zur Verzweiflung bringen: nämlich von dem Augenblick an, wo er vor seinem Radioparat steht.

Sobald er vor diesem seinem Apparat sitzt und mit der unschuldigen Miene von der Welt fragt: „Na, was wollt ihr gern hören?“ Das Abendkonzert der Dresdener Philharmonie, Sender Leipzig?“ Da, schön, wollen wir, Ein zarter Hand präburiert aus dem blankpolierten Holzstücken. Er, der Radiot, aber wartet nicht einmal die letzten Takte des ersten Sages ab, und schon fragt er aufs neue, ohne sich umzusehen, und nur mit dem Abstimmknopf beschäftigt: „Lebt's, der Deutschlandsender bringt heute ein erstklassiges Richard-Strauß-Programm — wie wär's damit?“ Also gut, wer hörte nicht gern einen Richard Strauss. Aber wie wenig bekommen wir von ihm zu hören, denn wieder puffelt der Radiot an einem anderen Schalter mit lautem Krax und Krax und einer neuen Frage dazwischen: „Oder wollt ihr lieber Lachenden Funk aus Frankfurt?“

Wir hören noch keine zwei Minuten, was es da zu lachen gibt — schon läßt er, der inzwischen das Programm von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durchgeblättert —, plötzlich wieder seinen kräftigen und fragenden Wellenschalter und jenes tief in die Seele schnelende Quihuh der Radiopflanzung. Läßt Sperrkreis, Klippfalter und Lautsprecher-einstellung spielen. Und fegen von einer Lehar-Operette aus Dänemark, einer Hoffini-Quvertüre aus Holland, einer Jazzmusik aus Rumänien, eines Kirchenorgans aus London flattern uns nur so um die Ohren.

Selbstverständlich lassen gute Freunde, Verwandte und Bekannte es an Ratfchlägen, Mahnungen und Drohungen nicht fehlen.

Einer von uns hat einen von den Radioten einmal ins Gewissen geredet: „Werst du denn nicht, daß du mit deinem Radiotismus uns nur andest? Stell' dir bitte einmal vor, du wärest zu einem Geigenkonzert geladen, und dem Geiger fiele es ein, von einem Bachschen Präludium zu einem Gassenhauer überzuspringen, von dem Gassenhauer zu einer altitalienischen Serenada, und dazwischen Läufer und Triller zu spielen!“ Er bekam folgende, für das Wesen eines Radioten aufschlußreiche Antwort: „Du haltst recht; der Apparat taugt nichts mehr. Ich werde mit einem neuen ansetzen.“

Und dieser selbe Radiot war es auch, der zur Einweihung seines neuen Apparates einlud mit dem feierlichen Versprechen, daß wir an diesem Abend Mozarts „Zauberflöte“ ohne die geringste Unterbrechung genießen sollten. Wir versanken in unsere Sessel und in feierliche Andacht, ganz wie in einem Opernhaus, bezaubert von Mozart, dieser Aufführung und dem ausgezeichneten Empfang. Bis zu der Stelle, wo Tamino aufjubelt: „Da, das ist Papagenos Ton! Bieleicht hat er Papamina schon ...“ hielt's unser Gastgeber auf seinem Platz zwischen uns aus — da stahl er sich langsam vor, flüsternd: „Ich muß mal ...“, und schon lag er wieder vor seinem geliebten Radioparat. Der Ton brüllte auf, verstummte, die Königin der Nacht trillerte ein paar Takte ihrer Arolaturen in den schönsten Tönen, um gleich darauf in einem tonlosen Gemurmel unterzutauchen. Tanzschlager wechselten ab mit Trompetenmärschen. Der Radiot jauchzte: „Madrid! Chitago! Rio de Janeiro!“ „Ist doch eine fabelhafte Erfindung, der Rundfunk!“ klärt zwischen einem Klavierkonzert aus Budapest und einem Hörspiel aus Wien er uns auf. „Die ganze Welt kann man abhören mit solch einem simplen Ding.“ Und schon rast er über die Sender diesseits und jenseits des Ozeans. Und vielleicht ist es ihm noch geglikt, die Sphärenmusik des Weltalls und den Mann im Monde heranzuholen.

Wir aber warteten dieses Ende nicht ab. Wir schloffen die Tür leise hinter uns wie nach einem Besuch bei einem Kranken — Kranken? Wärs möglich, daß Radiote eine Krankheit ist? Hier hat der Arzt das Wort.

Gebrüder Beenebens Die Geschichte eines Gerüchtes

Eine Geschichte, die sich in den sechziger Jahren in Berlin zugetragen hat, beweist, wie aus unsinnigen, kleinen Ursachen Gerüchte entstehen, die jeder Grundlage entbehren, aber doch unsehbare Folgen nach sich ziehen können.

Der unschuldige Urheber des Gerüchtes, von dem hier die Rede sein soll, war der ehrenwerte Berliner Kaufmann Paul Frieste. Der alte Herr, dem das Gehen schon ein bißchen schwer fiel, unternahm eines Sonntags mit seiner Familie einen Ausflug in den Grunewald. Auf diesem Spaziergang begegnete er seinem Geschäftsfreund Peter Krelle, der gleichfalls mit Weib und Kind ins Grüne gekommen war. Die Herren blieben stehen, begrüßten einander und Peter Krelle fragte, wie dies schon so Brauch ist, den alten Herrn Frieste, wie es ihm denn ginge und wie er mit den Geschäften zufrieden sei.

„Na, wie es schon mal so geht“, erwiderte Frieste, dessen Beine von dem langen Marsch schon tüchtig schmerzten, „mit den Geschäften wäre ich ja soweit ganz zufrieden, bloß die Gebrüder Beenebens, die können in der letzten Zeit leider schon gar nicht mehr mit!“

„Das ist mir neu“, wunderte sich Herr Krelle, „aber immerhin gut zu wissen! Na, schönen Dank denn und auf Wiedersehen!“

Mit einer höflichen Verbeugung ging er weiter und ließ Herrn Frieste zurück, ohne

ihm zu erklären, warum es so gut zu wissen sei, daß seine Beine nicht mehr mitkonnten. Herr Frieste wunderte sich eine Weile über die merkwürdigen Redensarten des Herrn Krelle, hatte aber, als er mit seiner Familie nach Hause kam, das Gespräch im Grunewald längst vergessen.

Nicht so Herr Krelle. Er hatte die Klage des Herrn Frieste über seine schmerzenden Gehwerkzeuge vollkommen mißverstanden. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß dieser mit der scherzhaften Redewendung „Gebrüder Beenebens“ seine leidenden Beine gemeint hatte, sondern war überzeugt, daß Herr Frieste ihm auf seine Frage nach dem Stand der Geschäfte mitgeteilt habe, daß das Bankhaus „Gebrüder Beenebens“, bei welchem er ein Guthaben hatte, in Zahlungsunfähigkeit geraten sei.

Als am nächsten Morgen die Schalter des Bankhauses sich öffneten, war er der erste, der sich beeilte, sein Guthaben abzuheben. Damit nicht genug, besuchte er alle seine Geschäftsfreunde, von welchen er wußte, daß sie mit den Gebrüder Beenebens in Verbindung standen und erzählte ihnen von der angeblich schwierigen Lage des Bankhauses.

Die Sache sprach sich bald herum und nun setzte ein wahrer Sturm auf das Bankhaus der ahnungslosen Brüder ein, die jetzt wirklich in Zahlungsschwierigkeiten gerieten und infolge des unsinnigen Gerüchtes bald darauf tatsächlich ihre Schalter schließen mußten.

Freude ~ Humor ~ Raten

Die zwei Strolche

Eine Hundegeschichte
von Franz Läser

Sie hießen „Sepp“ und „Leni“, waren ein Dackelpaar und gehörten einem ehemals sehr bekannten Theaterdirektor in Würzburg. Die beiden Strolche deckt längst der Rasen, ihre Lumpereien aber, die sie ausgeführt haben, sind den Eingeweihten noch heute unvergessen. Denn sie leisteten sich manchmal Dinge, die nahezu an Menschenverstand heranreichten. Hier soll jedoch nur eine Geschichte berichtet werden, die, hätte ich sie nicht selbst miterlebt, auch mir unwahrscheinlich klingen würde.

Es war knapp nach dem Kriege. Nach einer Vorstellung sollte eine kleine Feier in der Wohnung des Direktors stattfinden. Seiner Gattin war es gelungen, dazu irgendwo Wurstaufschnitt, damals eine Seltenheit, aufzutreiben. Sie richtete ihn vor dem Weggehen auf einer Porzellanplatte an und stellte diese auf den Speisetisch.

Die beiden Dackel konnten natürlich nicht ins Theater mitgenommen werden und wurden in die Wohnung eingeschlossen.

Als der Direktor nach der Vorstellung wieder zu seiner Wohnung emporstieg, erklärte er: „Wenn sie uns jetzt im Vorzimmer entgegenbringen, können wir beruhigt sein, denn dann ist nichts geschehen. Aber wehe, wenn sie nicht da sind.“

Die beiden Dackel kamen nicht angesprungen, und die Frau des Direktors seufzte ahnungsvoll: „Mein Gott, was wird da wieder geschehen sein?“

Und sie begann sofort in der Küche Nachschau zu halten, denn dies war der Raum, in dem die beiden Strolche gewöhnlich die größten Verheerungen anrichteten. Doch abermals kamen sie nicht zum Vorschein, obwohl

wir gemeinsam die ganze Wohnung durchsuchten. Der Direktor glaubte schon, daß die beiden Hunde überhaupt nicht in der Wohnung seien und hatte sich bereits auf die Suche begeben. Da rief plötzlich auf der Schwelle zum Speisezimmer ein Schauspieler aus: „Da sind sie ja!“

Tatsächlich saßen Sepp und Leni orant-tätisch jeder auf seinem Fauteuil und sahen uns aus ihren Augen an, als wollten sie sagen: „Was macht ihr euch solche Sorgen um uns, wir sind doch da.“

Rätselhaft blieb nur, woher sie so plötzlich gekommen wären. Inzwischen hatte die Frau des Direktors überall nachgesehen und stellte fest: „Denkt euch nur, es ist gar nichts geschehen.“ Da verstummte sie plötzlich. Ihre Augen weiteten sich und waren starr auf die Porzellanplatte gerichtet. „Wo ist der Aufschnitt, stieß sie erregt hervor. „Ich habe ihn vor dem Weggehen auf die Platte angerichtet und dabei sogar die Stücke gegesht. Es waren zweihundvierzig Scheiben.“

Seht aber war die Platte leer, nicht ein

Krümmchen lag darauf, kaum ein Fettspek war sichtbar. Da sah der Direktor auf die beiden Dackel hin und sagte: „Vielleicht können uns Sepp und Leni Auskunft geben, wo der Aufschnitt geblieben ist.“

Und wie auf Kommando sprangen jetzt die beiden Strolche von ihren Sitzen herab und verkrochen sich darunter. Da half jetzt kein Rufen, Drohen und Loden mehr, sie blieben, wo sie waren und wagten sich nicht hervor.

Wir hoben aber die Fauteuils hoch, und unseren Augen bot sich der überraschende Anblick dar, daß der ganze Aufschnitt in zwei Häufchen neben den Hunden lag. Wie sich die Frau durch Nachzählen überzeugte, fehlte nicht ein einziges Stück. Es lagen alle zweihundvierzig Scheiben und jede unangefressen da. Der Direktor erklärte nachher, daß die beiden Dackel oft stahlen, aber das Gestohlene nie vorher fraßen, erst bis es ihnen erlaubt wurde. Der Aufschnitt war natürlich für uns ungenießbar geworden. Das Vergnügen aber, das uns die ganze Geschichte bereitete, ließ uns gern auf den Genuß verzichten. Denn das ist das zweite Erheiternde daran, daß der Sepp als das Männchen sich eine größere Portion zugeteilt hatte, nämlich dreihundzwanzig Scheiben.

So muß man's machen

Aus dem einstmaligen Wilden Westen der Vereinigten Staaten werden bekanntlich die tollsten Geschichten erzählt, die sich dort früher zugetragen haben sollen. So wird auch von einem Redakteur einer kleinen Zeitung in irgendeinem Winkel des Westens berichtet, daß er um die Jahrhundertwende einmal folgendes aufregende Erlebnis hatte:

Um die erste Nummer der neugegründeten Zeitung bei den Lesern gut einzuführen, richtete der Redakteur einen scharfen Angriff gegen die Spielhölle, die schon viel Verderben angerichtet hatte. Der erste Erfolg dieses Artikels war ein Brief, in dem der Artikel-schreiber eine Tracht Prügel angedroht bekam, wenn die Angriffe gegen die Spielhölle nicht unterließen. Der Redakteur antwortete darauf, daß die nächste Nummer der Zeitung neue Enthüllungen bringen werde.

Kaum war dieser zweite Artikel veröffentlicht, als die Türe des Redaktionszimmers aufgerissen wurde und ein nicht gerade sehr vertrauenerweckendes Individuum, mit einem Knüttel bewaffnet, nach dem Redakteur fragte: „Er ist ausgegangen“, antwortete der Ge-suchte, „wird aber bald wiederkommen. Vielleicht sehen Sie sich inzwischen auf diesen Stuhl und lesen in den Zeitungen.“

Der schreckliche Besuch setzte sich und wartete, indem der Redakteur aus dem Zimmer ging. Auf der Treppe begegnete er wieder einem verdächtigen Mann, der gleichfalls einen Prügel trug und mit Donnerstimme ebenfalls nach dem Redakteur fragte.

„Er ist oben im Zimmer; gehen Sie nur hinauf; Sie werden ihn mit Zeitunglesen beschäftigt finden.“

Der Knüttelmann stürzte die Treppe hinauf, riß die Tür auf und fiel ohne weiteres über den dort Sitzenden her. Ein wilder Kampf entspann sich, in dessen Verlauf die beiden schließlich die Treppe hinabstiegen, wo sie gleich von dem durch den Redakteur alarmierten Sheriff in Empfang genommen wurden, der ihnen ein Plätschen zum Ausruhen von den gewaltigen Anstrengungen des Kampfes vermittelte.

Ja, unsere lieben Kleinen-

Erlaubtes aus dem Kinderstübchen

Die ABC-Schützen lernten Kopfrechnen.

„Wieviel Finger hast du, Kurt?“

„Zehn.“

„Und wenn zwei davon sind, was hast du dann?“

„Keine Alavierstunden mehr.“

„Jocks waren im Zoo.“

„Jocks betrachteten den Strauß.“

„Ist das auch ein Vogel, Papa?“

„Gewiß.“

„Legt er auch Eier?“

„Freilich.“

„Meint der kleine Zuckel besorgt: Zerbrechen denn die Eier nicht, wenn sie von so hoch herunterfallen?“

Es war in der ersten Physikstunde.

Der Professor sprach von alltäglichen Dingen.

„Wie nennt man den Gegenstand, der die



Walther

Unhöfliche Frage

„Wie's mir geht? Danke gut — eben drei Stunden geritten! — „Sooo — und wie geht's dem Pferd?““

(Zeichnung Walther, Scherl — M.)

Freudigkeit sammelt, die die Atmosphäre aus-scheidet?“

Der Sektaner sagte:

Eine Dackelrinne, Herr Professor.“

Plötzlich weinte das kleine Mämmchen herz-zerbrechend.

Die Mutter eilte herbei.

„Was ist denn, Mämmchen?“

„Ich hab mich gestern mit dem Hammer auf die Hand geschlagen!“

„Und da weinst du heute?“

Das Kind schluchzte:

„Gestern warst du doch nicht zu Hause, Mutti!“

Bubi war ungezogen.

Bubi hat von Mama Schelte bekommen. Jetzt ist Bubi beleidigt und bitterböse. Mama ging weg. Mama kam wieder. Sagte Bubi:

„Du, Papa, deine Frau ist gekommen.“

Dialog im Schlafwagen

In Amerika ist man besonders streng. Der Schlafwagenkontrollleur sagte:

„Wenn das nicht Ihre Frau ist, kostet Sie das hundert Dollar Strafe!“

Der Ehemann flüsterte:

„Wenn das nicht meine Frau wäre, zahlte ich gern zweihundert.“

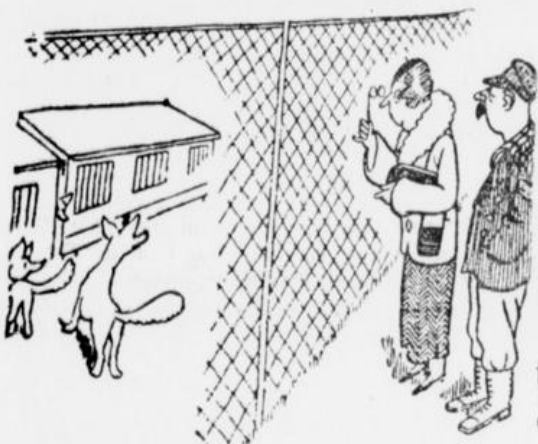
Gut angedeutet

Anton hatte eine Tante. Die Tante hatte eine Schwäche für den Förster.

„Ein netter Mensch, der neue Förster“, schwärmte Anton's Tante. „Gestern traf ich ihn im Walde, als ich auf verbotenen Wege Pilze suchte. Schon von weitem bog er seitwärts, damit er mir nicht begegnen mußte.“

Anton antwortete:

„Ich weiß, er ging gestern auf die Jagd und ist sehr, sehr abergläubisch.“



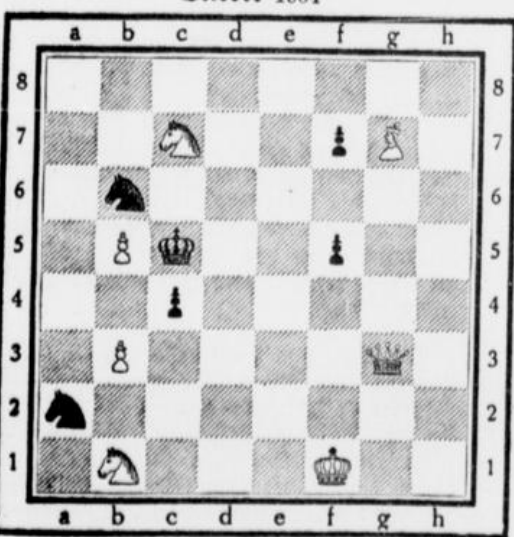
Fachmännische Auskunft

Sie befragt die Pelztierfarm und fragt viel und interessiert: „Sagen Sie: Wie oft kann man denn den Tieren das Fell abziehen?“ Das war dem Besther denn doch zuviel. „Gewöhnlich dreis bis viermal im Jahr, macht man es öfter, wird das Tier billig!“

(Tits Bits, Scherl — M.)

SCHACH

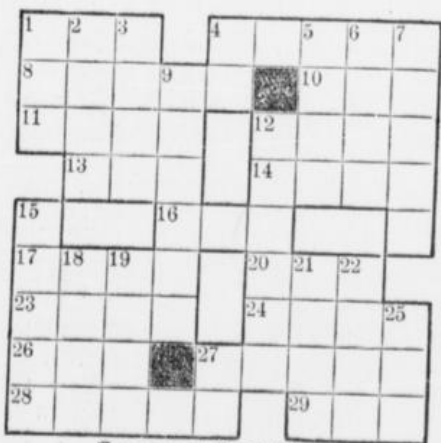
Schachaufgabe von W. H. Reichert
2. Preis im Turnier der „N. Leipz. Zeita.“, Oktober 1934



Matt in drei Zügen

Kreuzworträtsel Nr. 1

Bedeutung der einzelnen Wörter
a) von links nach rechts: 1 Stadt an der Donau, 4 Trinktgefäß, 8 Landschaftsform, 10 Geflorenes, 11 Stadt in Westfalen, 12 Papiermaß, 13 Teil des Fußes, 14 deutscher Strom, 16 Schid-fal, 17 weiblicher Vorname, 20 Höhenzug in Braunschweig, 23 Nichtfachmann, 24 kleine niederländische Münze, 26 Seilverfahren, 27 Nadel-baum, 28 Stodwerk, 29 Abschiedsgruß;
b) von oben nach unten: 1 Nachtvogel, 2 Jahreszeit, 3 Bergwerk, 5 Halbmittel, 6 Trenn-gerät, 7 Stadt in Westdeutschland, 9 Garten-blume, 12 Gartenblume, 15 Gartenblume, 18 Sinnesbedeutung, 19 italienische Münze, 21 Strom in Estland, 22 Teil des Gefäßs, 25 Getränk.



Kreuzworträtsel Nr. 2



Bedeutung der einzelnen Wörter
a) von links nach rechts: 1 nordisches Her-dentier, 4 lettische Hafenstadt, 8 Liebesgott, 10 Schweizer Sagenheld, 11 kleines Raubtier, 12 englische Kurzform eines männlichen Vor-namens, 13 chineische Münze, 14 iranische

Landschaft (Räse), 15 Unterwelt, 19 festgelegter Anteil, 22 amerikanische Marianeninsel, 23 Rei-ter-soldat, 25 Brennstoff, 26 Gewand, 27 Dar-stellung, 28 Schwimmvogel, 29 Nebenfluß der Rhone, 30 japanische Münze;

b) von oben nach unten: 1 Mann zu Pferde, 2 Stadt in Ungarn, 3 Fingerring, 5 straf-bare Handlung, 6 männlicher Vorname, 7 Laub-baum, 9 Speisevorrat, 16 Titel, 17 zartes Meerestier, 18 Stadt an der Weser, 19 Nebenfluß des Robers, 20 Raubvogel, 21 Teil mancher Musikinstrumente, 22 asiatische Wüste, 24 Stadt in Nordfrankreich.

Silbenrätsel

an — burg — ho — de — dorn — drof — e — eid — en — erd — ge — ge — gie — gol — he — in — ka — fun — la — le — li — naum — ni — nos — pe — ral — ran — roll — schaft — schwarz — se — sel — sen — stadt — tar — te — te — ten — tes — ti — trep — trum — zen

Aus vorstehenden Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, und deren vorletzte Buchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben. (h und sch = ein Buch-stabe.)

1. Stadt in Oberbayern
2. Kirchengesang
3. Rosenblüten
4. Eigenschaft
5. Schulsch
6. italienischer Geiger und Komponist im 18. Jahrhundert
7. Mittelpunkt einer Zielscheibe
8. Staatenbündnis
9. Feinstoff
10. Gedichtart
11. Stadt an der Saale
12. Singvogel
13. politische Bezeichnung für die Schweiz
14. verkehrstechnische Einrichtung in manchen öffentlichen Gebäuden
15. Stadt in Persien

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe „Ein Freibauer“

Weiß: Kd1, Dd3, Te1, Lc4, Sc3, Ba2, f7, f2, g2, h2 (10); Schwarz: Kd8, Dd2, Dd6, Td8, Sc5, Ba7, b6, g7, h7 (9).

1. Sc5—g6+, Dd6×g6; 2. Te1—e8, und Schwarz ist verloren, da er weder den Turm e8 schlagen darf, noch den Turm f8 deden kann, denn nach Sc6 käme einfach Dd3×e6, und ein Damenschach auf der ersten Linie wird durch Kc4—f1 pariert.

Silbenrätsel: 1. Drossel, 2. Erna, 3. Rudolf, 4. Wiebe, 5. Almrum, 6. Hopt, 7. Haharber, 8. Energie, 9. Sorge, 10. Oftern, 11. Riege, 12. Insel, 13. Anton, 14. Liebe, 15. Innsbruck, 16. Saube, 17. Muffe, 18. Umland, 19. Seide, 20. Schizas, 21. Sattel, 22. Theater, 23. Dortmund, 24. Infant, 25. Etui, 26. Laertes, 27. Gule, 28. Holland, 29. Neue, 30. Eintopf, 31. Vegetation. — Der wahre Sozialismus ist die Lehre der haer-ten Pflichterfüllung.

Kreuzworträtsel

a) 1 Pyra, 4 Alba, 7 Apts, 8 Lump, 9 Epsom, 10 Kogi, 12 Imme, 14 Cref, 15 Seil, 16 Yard, 19 Rote, 22 Star, 23 Ares, 24 Sirup, 25 Elen, 26 Tage, 27 Lena, 28 Eder; — b) 1 Laune, 2 Riege, 3 Apif, 4 Moiss, 5 Lumme, 6 Apfel, 11 Ornat, 13 Mitte, 16 Ofel, 17 Rafen, 18 Orina, 19 Raute, 20 Arpad, 21 Ester.

Bilderrätsel

3ß, was gar ist, trinkt, was klar ist, spricht, was wahr ist.

Beim Wort genommen

Ewald spricht immer von sich. Von sich und seinen Erfolgen. Ewald sagt: „Alles, was ich anfaße, wird zu Gold!“ Bat Ewalds Braut: „Dann faß doch bitte einmal den Ring an, den du mir zur Verlobung geschenkt hast.“

Der Unfriedhof

Roman von Kurt Martin

Nachdruck verboten • Copyright by Verlag Neues Leben, Berlin-Grunow

30

Karl Jader schnellte empor. Er lief zur Tür, hinten zum Stall, und Bertram Schunnlechner folgte ihm aufgeregt.

In dem großen Stall, in dem sonst in langer Reihe die Kühe standen, die heute draußen auf der Wiese waren, stürmte der Stier umher. Die Kette klirrte an seinem Hals, und ihr Schlagen gegen seine Brust schien ihn nur noch mehr zu reizen.

Der Großknecht lag stöhnend an der Wand. Er hielt sich den rechten Arm und ächzte: „Nieder-geworfen hat er mich! Keinen läßt er an sich her-an! Da, und jetzt geht er wieder auf die Pferde!“

Die vier Pferde standen für sich abgeteilt. Sie schlugen aufgeregt nach allen Seiten aus und bäumten sich hoch empor.

Karl Jader schrie den Knecht an: „Geiz bist du! Soll der Stier mir die teuren Pferde nieder-machen? Komm! Wir schleichen uns an ihn heran und werfen ihm den Strick über den Kopf!“

Der Knecht jammerte: „Mein Arm! Ich kann nicht mehr!“

„Komm mit, sage ich!“

Karl Jader stand hoch aufgerichtet. Drohend blickten seine Augen. Er fühlte wieder seinen alten, festen Willen, seine Kraft.

Sie sahen, wie der mächtige Stier den breiten Schädel sentte, wie er auf die Pferde losging.

Da riß Karl Jader ein Seil vom Haken an der Wand. Er knüpfte in Hast die Schlinge und sprang auf den Stier zu.

Sein kurzentschlossenes Handeln gab dem Knecht wieder Mut; er verließ den Schmerz und lief nun gleichfalls vor. Dann aber sprang er mit einem angstvollen Ruf zur Seite und suchte Deckung.

Der Stier hatte sich gewandt; drohend schraubte er, und seine Füße stampften aufgeregt den Boden.

Karl Jader wich nicht zurück. Mit beiden Hän-den hielt er das Seil, den rechten Augenblick er-päthend, es dem wütenden Stier über den Kopf zu werfen.

Tief senkte der Stier den Schädel. Schunn-lechner schrie: „Fort, Bürgermeister, spring weg!“

Doch Karl Jader, wilden Jorn in den Augen, blieb stehen; ja, er ging noch näher an den Stier heran. Er hob die Arme. Das Seil flog durch die Luft. Die Schlinge glitt über den Kopf des Tieres und zog sich rasch zusammen.

Das kampflustige Tier fühlte den Druck, und fähliges rannte es auf Karl Jader los. Das Seil-ende entglitt ihm. Er sprang zur Seite. Doch jetzt ließ der Stier nicht mehr von ihm ab. Er stürmte ihm nach.

Der Knecht griff nach einer Waffe. Mit einem Knüttel lief er herbei, und Bertram Schunn-lechner bekam ein Bein zu fassen und eilte hinzu.

In diesem Augenblick schrie Karl Jader aber schon laut auf, nochmals und nochmals. Die beiden Männer sahen ihn nicht mehr. Sie sahen nur noch den Stier, der mit dem Kopf am Boden wühlte und drohend schraubte. Bertram Schunn-lechner rief: „Faß an, dort ist der Strick!“

Und es gelang ihm und dem Knecht, das Tier fortzuziehen, so weit, bis sie das Seil durch einen eisernen Mauerhaken schlingen konnten.

Sie stürzten hin, wo ein lautes Stöhnen am Boden hörbar war, und schauderten zurück. Vor ihnen lag Karl Jader, die Kleider aufgerissen, zerfetztes Fleisch sah sie, Blut und wieder Blut.

Bertram Schunnlechner faßte sich zuerst. Er schrie den Knecht an: „Lauf, hol Leute! Und zum Doktor schicken, schnell, schnell!“

Der Knecht sprang zur Tür. Seine schrille, angstvolle Stimme rief über den Hof. Die Mägde schauten bleich und ängstlich durch die Tür. Anna Jader kam herbeigelaufen und schrie entsetzt auf, als sie den Bruder in seinem Blute liegen sah. Und Nachbarn kamen. Kräftige Arme hoben den von des Stieres Hörnern zerwühlten Körper auf und trugen ihn behutsam vor in die Stube. Rissen holten sie und Lächer und legten Karl Jader darauf, mitten auf dem Boden der großen Stube.

Laut und aufgeregt sprachen die Menschen auf-einander ein. Anna Jader kniete neben dem Be-wußtlosen und schluchzte.

Im Hausgang lehnte Schunnlechner an der Wand, zitternd und unfähig, noch einen Schritt zu gehen. Er flüsterte: „Jetzt kommt es anders! Jetzt wird die Wally nicht mehr Bürgermeisterin!“

Karl Jader lag mit geschlossenen Augen da. Sein Atem ging schwer. Sie hatten über seinen zerfetzten Leib ein Tuch gebreitet.

Die Nachricht vom dem Unglück flog unglaublich schnell durchs ganze Dorf. Von allen Höfen liefen sie herbei. Vor dem Hause drängten sich die Men-schen. Man stand im Flur, man schob sich in die Stube. Als der Doktor kam, konnte er sich kaum einen Weg bahnen.

Dr. Höfle kniete neben dem am Boden Liegen-den. Karl Jader ward jetzt unruhig. Er öffnete die Augen, und mit einem Male schrie er ver-

zweifelt auf. Er wand sich in furchtbaren Schmer-zen. Er schlug mit den Armen um sich.

Der Doktor gab ihm eine Spritze und noch eine.

„Jetzt werden die Schmerzen gleich verschwin-den, Bürgermeister!“

Und er wandte sich an Anna Jader und flüsterte ihr leis zu: „Schnell den Pfarrer holen! Er lebt keine halbe Stunde mehr!“

Auffschlundend taumelte die Frau hinaus.

Karl Jader sah auf den Arzt. Er war jetzt völlig bei Besinnung. Die Schmerzen schienen er-träglich.

„Doktor, ich hab's gehört, so leis sie es auch sagten. Ist's aus mit mir? Ich will's wissen! Muß ich sterben? Gibt's keine Rettung?“

Da schüttelte der Doktor langsam den Kopf.

„Es gibt keine Rettung, Bürgermeister, kein Arzt kann da mehr helfen!“

Karl Jader presste die Lippen fest aufeinander. Er starrte zur Decke. Dann sprach er wieder:

„Ja, ich fühl's, das Leben rinnt aus meinem Leib. Das Herz. Das Herz kommt nicht mehr mit. Dann — ja, dann kann ich auch reden.“

Er forderte: „Die Anna soll kommen, meine Schwester!“ Und er fügte hinzu: „Und holt den Ludwig Lang! Aber beeilt Euch!“

Und als Anna Jader bei ihm war, sprach er, mühsam nach Worten suchend:

„Anna, du wirst den Hof da bewirtschaften, bis der Hans kommt. Der Hans soll den Hof haben.“

Und er ward unruhig. Er stöhnte.

„Wo ist die Elis? Vorhin — im Stall — sie stand bei dem Stier — sie hat den Stier auf mich gehegt! Ich will sie nicht mehr sehen, die Elis!“

Da riefen ein paar Stimmen:

„Der Lang kommt!“

Ludwig Lang trat in die Stube. Er wandte sich an den am Boden Liegenden.

„Hast Unglück gehabt, Bürgermeister!“

Der hob die Hand.

„Hör zu Lang! Jetzt kommt der Tod zu mir, und da will ich meine Rechnung mit dir glatt machen. Das eine — Ja, sind genug da in der Stube, die es hören! Lang, dein Lorenz hat den Jäger Jader nicht niedergeschossen. Gewildert hat er, sonst nichts. Aber ich war — oben. Ich wollte dich einmal — ins Herz treffen. Und wenn ich deinen Lorenz in Schande brachte, dann traf ich dich! Lang, auf den Jäger hab ich ge-schossen. Der Lorenz — ist unschuldig.“

Ein aufgeregtes Flüstern klang durch den Raum. Entsetzt starrten die Menschen auf den mit dem Tode Ringenden.

Karl Jader ächzte.

„Ich hab noch viel zu sagen! Ich — Doktor, gib mir Kraft! Ich muß noch reden! Der Mat-thias — Und das Feuer —“

Anna Jader rang die Hände.

„Der Pfarrer! Wo bleibt der Pfarrer!“

Karl Jader starrte mit weit aufgerissenen Augen zur Tür.

„Dort kommt sie wieder! Sie hat das — mit dem Matthias angestellt! Und die Monika wollte sie —. Und hat die Theres — dahin gebracht —“

Er warf den Kopf in die Höhe. Er schrie ver-zweifelt: „Und sie holt mich! — Sie steht bei der Tür! — Sie tritt auf mich zu! — Den Hof will sie! Den —“

Ein Blutstrom schoss aus seinem Mund. Sein Kopf sank kraftlos zur Seite.

Dr. Höfle erhob sich.

„Vorbei!“

Da ward es still in der großen Stube.

Und eine halbe Stunde lief ein Mann zum Brandnerhof: Ludwig Lang. Als er oben stand, als sie alle betroffen auf ihn starrten, da for-derte er:

„Holt die Monika!“

Sie kam und er faßte nach ihren beiden Händen.

„Du hast genug um ihn gelitten! Nun sollst du es zu allererst wissen. Monika, der Bürger-meister hat gestanden — kurz vor seinem Tod! Unschuldig ist der Lorenz! Frei wird er! Mor-gen ist er frei!“

Ein Zittern lief über die Gestalt des Mädchens. Langsam sprach sie ihm das erlösende Wort nach. „Frei! Der Lorenz wird frei!“

Ludwig Lang zog sie an sich.

„Jetzt kommt das Glück wieder zu uns und zu dir, Monika! Und sie ist gebrochen, die Nacht, die da unten hauchte — auf dem Unfriedhof!“

— Ende! —

Hermannstadt, Roter Turm, Szurdok

Zur Erinnerung an den Feldzug in Rumänien

Von Oberst a. D. Immanuel

Hermannstadt ist die uralte Hauptstadt des Deutsch-tums im Walddale Siebenbürgen, ge-gründet durch Deutsche, die König Geisla II. von Ungarn im zwölften Jahrhundert aus Flandern und vom Rheine unter dem Namen „Sachsen“ als Siedler ins menschenleere Land rief. Die Sachsen brachten Siebenbürgen die Kultur und hielten, vor dem Weltkriege etwa 275 000 Köpfe stark, ihr Deutsch-tum zwischen Magyaren und Walachen hoch. Die blühende Stadt, jetzt 40 000 Bewohner, ist fast ganz deutsch. Sie liegt in der gartenartig angelegten Talebene des Alt, ein Schmelzfeld der Bodenausnutzung und Frucht-barkeit. Unmittelbar südlich von ihr bricht der Alt durch die Transylvanischen Alpen, die Süd-karpathen. Rechts und links von dieser Felsen-scharte steigt das unwegsame Gebirge mauerartig bis 2500 Meter empor. Die Ueberränge werden zwar „Pässe“ genannt, sind aber nichts weiter als schwierige Gebirgspfade und Saumwege. Unter ihnen ist der Szurdok der bedeutendste Ueber-gang.

In diesem Gelände spielte sich in den Sep-tembertagen 1916 die große Hauptentscheidung des rumänischen Krieges ab. Die Feinde hatten sich zu äußerster Anstrengung aufgeschlungen. An der Sommer brandete das neue englische Heer, zusammen mit den Franzosen, gegen die deutsche Front, vor Verdun verzehrten sich ungeheure Kräfte, im Osten bedrängten die Russen die öster-reichisch-ungarische Front, selbst Italien erlang Fortschritte am Sonjo. Am 27. August erklärte Italien Deutschland, Rumänien Österreich-Ungarn den Krieg. Am folgenden Tage gab Deutsch-land Antwort, indem es Rumänien den Krieg erklärte, unmittelbar darauf folgten die Türkei und Bulgarien. Die Feindmächte vertrauten, daß Rumänien 400 000 Mann frischer, tüchtiger Feld-truppen in den Kampf werfen, dahinter 250 000 Mann zweiter Ordnung bereitstellen könnte. Deutschland, das die Hauptlast des Krieges trug, verkannte den Ernst der Lage nicht. Die Stunde der Gefahr rief die rechten Männer auf den rech-ten Platz: Hindenburg, neben ihm Ludendorff. Es wurde beschlossen, auf allen Schauplätzen den Kampf in der Verteidigung fortzusetzen, gegen Rumänien aber zum Angriff zu schreiten, um den durch die feindliche Uebermacht aufgewun-genen Stellungskrieg durch Erfolge in der Bewe-gung zu lösen, Rumänien zu zertrümmern, Österreich-Ungarn aufzuweichen und fortzu-reißen. Der Kriegslauf war einfach und kühl. General v. Falkenhayn, der vom trügerischen Kriegsglück nicht begünstigte Vorgänger Hinden-burgs, wurde als Entschädigung für seinen Rück-tritt mit der Führung der 9. Armee gegen Ru-mänien betraut. Madenfen faßte die abkömm-lichen Kräfte auf der Balkanhalbinsel zusammen, um sie über die Donau in den Rücken der Rumä-nen zu führen, die somit von zwei Seiten her in die Klammer genommen wurden. Rumänien hatte seit dem Tode des deutschfreundlichen Kö-nigs Karl (Oktober 1914) eine schwankende Hal-tung befolgt, um sich mehr und mehr den Län-dern der Entente anzunähern. Als es die Nieder-lage der Mittelmächte für sicher hielt, tat es den Sprung ins Dunkle und hoffte auf einen leichten Sieg.

Die deutsche Heeresleitung beabsichtigte, durch einen blitzschnellen Schlag Siebenbürgen von den Rumänen zu säubern und die Entsch-ldung zu erkämpfen, bevor die Russen über die Karpathen und durch die Dobrudscha herangekommen waren und das Orientheer (Franzosen, Serben, Italie-ner, Griechen) von Saloniki her seine 300 000 Mann einsetzen würde. Die Zertrümmerung des rumänischen Heeres war das deutsche Ziel. Die Mittelmächte konnten den Rohstoff- und Ver-pflegungs-mangel nur noch durch die landwirt-schaftlichen Reichtümer und das Erdöl Rumä-niens mindern.

Trotz französischer Ratsschläge beging Rumä-nien den Fehler, den Vorrang seiner Rüstun-gen nicht auszunutzen. Anstatt den schwachen österreichisch-ungarischen Landsturm aus Sie-benbürgen wegzufegen und auf Budapest vorzu-drängen, bevor die Deutschen heran waren, ver-triedelte es mit unbegreiflicher Bedächtigkeit die kostbare Zeit. Die Hauptmasse, drei Armeen, rückte langsam in Siebenbürgen ein, linker Flü-gel auf Hermannstadt, während ein viertes Heer in der Dobrudscha die russischen Hilfsstruppen er-wartete.

Den rumänischen Feldzug eröffnete unter Madenfen das Donauheer, bestehend aus der bul-garischen 3. Armee, der deutschen Division 217, später einigen türkischen Truppen. Mit unver-gleichlichem Schwung warf Madenfen die Rumä-nen bis an den Trajanswall zurück, festelte ihre Kräfte und wartete ab, bis Falkenhayn den Sieg bei Hermannstadt erstritten haben würde.

Die 9. Armee, zunächst nur 60 000 Mann stark, setzte sich aus dem Alpenkorps, der Gruppe Staabs, dem Reiterkorps Schmettow zusammen, aus kampfgewöhnten, kriegsbewährten Truppen. Hermannstadt war ihr Angriffsziel. Links von ihr deckte die k. u. k. 1. Armee Arz gegen die Karpathen im Norden und Osten. Der Angriff der 9. Armee begann am 26. September in der Ebene bei Hermannstadt. Er schien dadurch ge-fährdet, daß die Rumänen, an Zahl fast dreifach überlegen, versuchten, die Flanken der Armee bei-derseitig zu umfassen. Es war ein Kampf voller Spannungen. „Selden“, urteilte Falkenhayn, „in meinem an dramatischen Höhepunkten nicht armen Leben habe ich die Lösung mit größerer Span-nung erwartet als am Morgen des 29. Septem-ber.“ Es stand auf des Messers Schneide. In-zwischen wurde der frontale Angriff dadurch un-terstützt, daß sich das Alpenkorps Kraft v. Dell-menfingen mit höchster Kraftanstrengung durch die für ungangbar gehaltenen Felsengebirge gegen die einzige Rückzugstraße der Rumänen, den Roten Turmpaß im Süden von Hermann-stadt, heranarbeitete. Es gelang zwar nicht, den Paß dauernd zu sperren, denn das Gelände war allzu schwierig und die Rumänen klammerten sich an jeden Felsgrat. Allein es genügte, daß ein-zelne Bataillone mit Gebirgsgefeßlichen und Ma-schinengewehren den Paß vorübergehend erreich-ten. Das überraschende Auftreten dieser Kern-truppe im Rücken erregte bei den Rumänen um Hermannstadt eine Panik und hatte zur Folge,

daß sie sich, in der Front angefaßt und im Rücken bedroht, zur Räumung der Stellung bei Her-mannstadt entschlossen und unter schwersten Ver-lusten am 29. in das Gebirge flüchteten. Der Rote Turmpaß blüht auf eine große Geschichte zurück.

Nach dem Siege von Hermannstadt begnügte sich Falkenhayn damit, den Roten Turmpaß be-fest zu halten und die Ueberränge beiderseits zu beobachten. Die 9. Armee warf ihre Front nach Westen herum, drang aber von hier aus über den Bredealpaß, den Stroh auf Butareit fortzusetzen. Das verschneite Gebirge erwies sich als ungang-bar, außerdem mußte gewartet werden, bis Madenfen über die Donau gekommen war und die Rumänen vom Gebirge beim Roten Turm-paß vertrieben hatte, dann war der Weg in die walachische Ebene frei. Der deutsche Entschluß ging dahin, den Uebergang über das Gebirge nicht auf dem Roten Turmpaß, sondern auf den Wegen zu erzwingen, die westlich dieses Ein-schnittes über die Hauptübergänge bei Szurdok und Bultan in die kleine Walachei nach Targu-Diu hinabführten. Das Meistertück gelang. Die Rumänen wurden überall geschlagen, am 17. No-vember war auf einer Front von 20 Kilometer die Mitte des feindlichen Widerstandes durch-stoßen. „Was das heißen will“, berichtet Falken-hayn, „kann sich jeder vergegenwärtigen, der sich klarmacht, daß es sich darum handelte, mehr als 60 000 Menschen und 30 000 Pferde mit der Ar-tillerie und dem gesamten Troß schnell durch eine Engstraße von über 40 Kilometer Länge zu bringen, die fast durchweg nicht halb so breit wie die Friedrichstraße in Berlin ist. Auf der einen Seite verhiinderten fast senkrecht ansteigende Felswände, auf der anderen der reißende Fluß jedes Abweichen von der schmalen Bahn. Vielfach war diese überdies durch Abbrechen einzelner Stücke, durch Abhürzen von Felsbrocken auf sie, durch Brücken noch verengt. Ein einziger Wille beherrschte die ganze Masse: hindurch durch das Gebirge und heran an den Feind! Eng gedrängt hasteten die Kolonnen vorüber. Nicht ein hartes Wort habe ich gehört; überall war nur fröhliche Zuversicht aus den Scherzreden, die von Reihe zu Reihe flogen, und aus den Marschliedern zu entnehmen.“

Der Sieg von Targu-Diu lohnte diese Anstren-gungen und Opfer. Der ganze rumänische West-flügel war zertrümmert, die deutschen Divisionen hatten Außerordentliches geleistet. Auf dem äußersten deutschen Westflügel hatte das Reiter-korps Schmettow eine vorbildliche Leistung neu-zeitlicher Reiterei vollbracht: im Gebirge hatte es mit dem Maschinengewehr den feindlichen Wider-stand gebrochen, um in der Ebene die Länge zu ergreifen und die Pferde zu besteigen, die Ver-bindung mit der Donau-Armee aufnehmend, die in-zwischen über den Strom gegangen war. In den ersten Dezembertagen war das rumänisch-russische Heer bei Butareit umklammert und konnte sich nur mit Mühe der deutschen Verfol-gung durch einen eiligen Rückzug über den Sereth nach der Moldau entziehen. In den Renjahres-tagen hatten die Donauarmee und die 9. Armee die Donaumündungen und den Sereth erreicht. Hier trat der Uebergang in den Stellungskrieg ein. Rumänien war zu zwei Dritteln erobert, seine Bodenschätze befanden sich in unserer Hand, und die Mittelmächte hatten hier unter deutscher Führung ihre kriegerische Schlagkraft glänzend bewiesen.

Idar-Oberstein

Die Stadt des Edelsteinabzeichens des Winterhilfswerkes

Die Winterhilfsplakette ist ein Bestandteil des nationalsozialistischen Staates. Sie wurde von ihm geschaffen und stellt ein einzigartiges Sinnbild dar, um in den Monaten der größten Not dem deutschen Volk mit ganzer Eindringlichkeit zu sagen, daß jeder für den anderen notleidenden Volksgenossen zu sorgen und hierdurch sein Befinden zur Gemeinschaft durch die Tat unter Beweis zu stellen hat. Viele wird es dennoch geben, die aus Kurzsichtigkeit oder aus Unverständnis die Plakette als Sinnbild ablehnen, in ihr weiterhin erhebliche und unverantwortliche Materialverschwendung u. a. sehen. Hier können meist nur nüchterne Zahlen aufklärend wirken.

Aus den Abrechnungen des Winterhilfswerkes wissen wir, daß der Plakettenverkauf viele Millionen Reichsmark alljährlich eingebracht hat, die ihrerseits wiederum in Form von Kohlen, Lebensmitteln und Kleidern in die Hände der Vermittelnden gelangten. Wir wissen weiter, daß durch die Plakettenherstellung, mit der nur Notstands- und Grenzlandgebiete betraut wurden, viele Seimarbeiter für eine Reihe von Monaten beschäftigt werden konnten und so zusätzlich Aufträge ausführten. Das sind zwei Tatsachen, die von großem Wert sind und einen jeden die Winterhilfsplakette zu bejahen geradezu zwingen. Auch daß sich durch das Tragen der Plakette allein die Gemeinschaft des deutschen Volkes offenbart, ist ein wichtiger Faktor.

Im November sucht die Winterhilfsplakette, die aus einem echten Edelstein besteht, ihren Käuferkreis anzusprechen: Der kostbare Edelstein, das oberbereitete deutsche Herz. Die Plakette kommt aus der weltbekannten Edelsteinstadt Idar-Oberstein, gelegen in dem Notstands- und Grenzlandgebiet Birkenfeld-Trier. Zu ihrer Herstellung wurden 1200 Edelsteinschleifer — das ist mehr als ein Drittel der gesamten Edelsteinschleifer — ein volles Vierteljahr beschäftigt, darunter viele Schleifer, die durch den Winterhilfsverkaufsertrag nach Jahren erstmals wieder ihrem Beruf nachgehen konnten. Idar-Oberstein hat schwere Jahre, Jahre des Niederganges, hinter sich. Die Weltwirtschaftskrise und damit Erwerbslosigkeit der Arbeiter und Zurückgehen des Interesses für Schmuck haben die Aufträge auf einen Bruchteil der Vorkriegszeit zurückgehen lassen. Die Folge war, viele Schleifer kehrten ihrem Beruf den Rücken, und ein in 2000 Jahren gewachsenes Gewerbe stand vor dem Zusammenbruch. Die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Reichsregierung konnten sich nur mittelbar auswirken, und zwar deshalb, daß mit erhöhtem Einkommen allmählich größeres Interesse für Schmuck entfiel. Darüber hinaus mußte diesem Gewerbe zur Abwendung der schlimmsten Not durch eine Sondermaßnahme besonders geholfen werden.

Dies erfolgte durch den Winterhilfsverkaufsertrag. Neben den 1200 Schleifern konnten außerdem viele hundert Metallarbeiter in Oberstein und Hanau beschäftigt werden.

Kennen Sie Idar? — Nein? Dann gestatten Sie, daß wir Sie zu einem Besuch in unserer Edelstein-Stadt einladen, um Ihnen Sehenswürdigkeiten zu zeigen, wie sie sonst weder in Deutschland noch an einem anderen Platz der Welt antreffen sind.

Idar bildet mit dem malerisch gelegenen Oberstein eine Doppelstadt an der Nahe, im Süden der Rheinprovinz, und liegt an der großen Verkehrsstraße Berlin-Frankfurt-Paris. Sie ist von Frankfurt am Main in zwei Stunden, von Bad Kreuznach in drei Viertelstunden, von Trier, Koblenz und Berncastel an der Mosel in 1½ Stunden, von Trier, Saarbrücken und Kaiserslautern in zwei Stunden zu erreichen.

Ein Besuch in Trier bietet neben den reizvollen landschaftlichen Schönheiten eine ganz besondere und einzigartige Sehenswürdigkeit durch die Edelsteinindustrie. Im Dörfchen liegen, der Landschaft angepaßt, an schmalen Stauweibern kleine, einstöckige Schleifmühlen, die durch ihr großes Räderpaar auffallen. Dieses treibt nahezu mannshohe, rote Sandsteindräger, an denen von geschickten Schleifern, die auf der Brust liegen, die verschiedenartigsten bunten Edelsteine geschliffen werden.

Die kleinen Gebäude sind die Wiege eines Gewerbes, das sich von der anfänglichen Verarbeitung heimischer Abate durch deutsche Arbeit und

**Keiner soll frieren,
keiner soll hungern!**

Eine frohe Stunde: Eine neunköpfige Familie wird mit Schuhen versorgt. Mit freudigem Eifer sind alle dabei, sich die richtigen auszuwählen.

(Das deutsche Bild — M.)

deutschen Fleiß zu einer weltgeltenden Stellung emporgearbeitet und die Stadt Idar zu einer Weltzentrale für die Bearbeitung aller Schmuck- und Edelsteine entwickelt hat.

Deutsches Unternehmertum und deutsche Intelligenz umspannen von hier aus den gesamten Erdball. Aus aller Herren Länder strömen in Idar die Rohsteine zusammen und werden von funktionsfertigen Händen zu prächtig geschliffenen Steinen verarbeitet. Idar'sche Schleifer sind über alle Weltteile verstreut und beliefern die Heimat mit den zahlreichen Rohsteinen, die hier Arbeit und Brot bringen. Aus Brasilien und Madagaskar kommen Abate, Bergkristalle, Turmaline, Aquamarine und verschiedenfarbige Berylle; aus Kolumbien und Kuba liefern Smaragde; Nordamerika, Perien und Zentralasien Türkise; Afghanistan Lapis lazuli; China und Neuseeland Jade; Australien und Mexiko Opale; Südwestafrika Granaten und Diamanten.

Alle diese Edelsteine werden in Idar verarbeitet. Schleifer und Polierer, Lapidäre, Diamantschleifer und Graveure formen mit größter Kunstfertigkeit und sinnreichem Bearbeitungsverfahren aus unscheinbarem Rohstoff die herrlichsten Edelsteine und die farbenprächtigsten Schmucksteine, die nicht nur in Deutschland, sondern von hier aus wieder in der ganzen Welt von der hohen Güte eines deutschen Veredelungsgewerbes Zeugnis ablegen.

In Idar sind Werte an Material und Arbeit angehäuft, die jeden Besucher in Erstaunen versetzen, und eine Bewunderung der Werkstätten vermehrt das Erstaunen beim Verfolgen der sinnreichen und flug erdachten Arbeitsvorgänge, aus denen diese Werte in vollendeten Formen hervorgehen.

Einen besonderen guten Überblick über das ge-

Der Diamantschleifer

An 3500 Diamantschleifer üben in und um Idar-Oberstein ihr Handwerk aus. Die ersten Schleifereien wurden um das Jahr 1896 eingerichtet, und vor dem Kriege waren ca. 350 Schleifer in diesem Gewerbe beschäftigt. Die Zahl wuchs dann in den Konjunkturjahren nach dem Kriege rasch an, und dem Arbeitsmarkt wurde durch Umschulung zu Diamantschleifern eine wesentliche Entlastung gebracht.

In Fabriken und Hausarbeitsbetrieben mit meist nicht weniger als vier Maschinen wird die Akkordarbeit geleistet.

Ein feines Klingeln und Singen erfüllt den Arbeitsraum, hervorgerufen durch den Schleifprozeß des Diamanten auf der Stahlscheibe, die ungefähr 2500 Umdrehungen in der Minute macht.

Der Diamant ist der härteste Stein, den wir kennen. Er kann deshalb auch nur mit seinem eigenen Staub (gemahlener Boort) geschliffen werden, wobei die Stahlscheibe als Mittel zum Zweck benutzt wird.

Das hohe Lichtberechnungsverfahren bewirkt

samte Edelsteingewerbe vermittelt die klandige Edelsteinausstellung in der Gewerbehalle mit ihren lehrreichen Sammlungen und einer Verkaufsabteilung, in der rohe und geschliffene, lose und zu Schmuck gefasste Edelsteine und Schmucksteine abgegeben werden. Ebenfalls lebenswert ist die Ausstellung der sogenannten „Maschinen-Steine“, das sind Steine für technische Zwecke, wie Schneid- und Lager für Präzisionswaagen und Uhren, Poliersteine für Leder, Papier und Metall, Reibschalen für chemische Laboratorien usw., die ebenfalls in Idar hergestellt werden.

Die Stadt Idar-Oberstein umfaßt ein anderes Gewerbe, dessen wirtschaftliche Bedeutung der Edelsteinindustrie keineswegs nachsteht. Hier werden in großen Betrieben mit Hunderten von Arbeitkräften die verschiedenartigsten Metallschmuckwaren hergestellt, die in allen Ländern der Erde ihren Absatz finden. Neben zahlreichen Uhr- und Schmuckketten entstehen in Oberstein ständig wechselnde modische Neuheiten an Metallschmuck, wie Armbänder, Ringe, Anhänger und Broschen, verchromte und lackierte Zigarettentui, Toiletteartikel, Feuerzeuge usw., deren Herstellung und Vertrieb einen beachtlichen Zweig unserer deutschen Volkswirtschaft darstellen.

An Sehenswürdigkeiten von Oberstein sind besonders das alte und das neue Schloß und die berühmte Felsenkirche mit ihrer Quelle und mit ihrem Bergkristall-Kreuzifix hervorzuheben.

Idar-Oberstein genießt einen ganz besonderen Ruf wegen seiner landschaftlichen Schönheiten und übt mit den waldreichen Wäldern des Hunsrücks, mit den reizvollen Tälern und den steilen Felsen seiner Umgebung einen einzigartigen Reiz auf den Naturfreund aus. Wenige deutsche Städte vereinen so Vieles an Sehenswürdigkeiten mit Naturschönheiten in sich wie Idar-Oberstein, die Perle des Nahegebietes.

das wunderbar strahlende Feuer des Brillanten. Wer ist wohl nicht schon davon entzückt worden? In allen Farben wird das Licht an den geschliffenen Facetten des Steines gebrochen. Mit mathematischer Genauigkeit sind diese Flächen eingeteilt, auch dann noch, wenn der Stein kaum größer ist als ein Nadelknopf. Auch dann hat der Stein noch 56 Facetten bei runder Form.

Neuerdings ist alles auf das Schleifen von sogenannten Aktant eingestellt. Das Feuer der kleinen Steine ist durch die großen Facetten außerordentlich wirkungsvoll.

Die Anschaffung eines Brillanten war zu allen Zeiten eine wertvollste Anlage und nicht einmal reiner Luxus; denn Tausende verdienen ihren Unterhalt mit dem Schleifen des Brillanten, des Königs der Edelsteine.

Der Edelsteinschleifer

Mit der Erschließung überseeischer Fundorte in Brasilien, Australien usw. begann der eigent-

liche Aufstieg des Edelsteingewerbes und wurde der Weltruf des heimischen Rohsteinmarktes begründet. Hier waren nur Schleifereien für Abate in Betrieb. Für die Verarbeitung dieser härteren Edelsteine wie Aquamarine, Turmaline, Edeltopase, Saphire und Rubine mußte aber eine andere Bearbeitungsmethode eingeführt werden. Der Lapidär begann seine Tätigkeit, und ihm vertraut man diese Steine an.

Er verwertet den Rohstein unter geschickter Ausnutzung seiner inneren und äußeren Struktur, wagt während der Verarbeitung ab, wie er dem wertvollen Stoff die begehrteste Form geben kann, ohne dabei die Qualität zu beeinträchtigen, nach der der geschliffene Edelstein höher oder minder bewertet wird.

Heute sind über 800 Lapidäre in dem Idar-Obersteiner Edelsteingewerbe tätig.

Der Edelsteinbohrer

Ohne den Edelsteinbohrer müßten wir auf so manchen beliebten Schmuck verzichten, z. B. die einfach auf Faden gereibte Steinfette, und bei dem mannigfaltigen Verwendungszweck der Edelsteine bedarf es immer wieder der Bohrung.

An seinem Werkstück verrichtet der Meister, und zwar fast ausschließlich in der Hausarbeit, sein Handwerk. Raum verändert wie vor Jahrhunderten von Jahren dient ihm dabei ein einfacher Seidenbogen mit einer Schnur um den eigentlichen Bohrer gewickelt, als Werkzeu. Der Bohrer selbst wird mit feinen Splintern von schwarzem Diamant befestigt, und wenn man bedenkt, daß dieser Splint oft nadeldünn ist, kann man erfaßeln, was seine Herstellung bedeutet. Mit dem eingestrichenen Diamanten kann dann jeder noch so harte Stein gebohrt werden. Der ganze Arbeitsprozeß beruht auf rein gefühlsmäßiger, handwerklicher Tätigkeit, verbunden mit großer Materialkenntnis. Der Meister kann hierbei durch seine Maschine ersetzt werden. Durch einen einzigen unachtsamen Handgriff kann ein Wert vernichtet werden, der ein Vielfaches des ganzen Wochenverdienstes dieses Edelsteinbohrers ausmacht.

Der Edelstein-Graveur

Aus der primitivsten Bearbeitung der Edelsteine vor Jahrtausenden haben sich die technisch vollendeten Arbeitsmethoden der heutigen Schleifer und Graveure entwickelt. Dabei ist das Gravieren der Steine als die älteste Kunst anzusehen, in der einzelne Meister mit besonderer Begabung sich einen Namen schufen. So findet also der Edelstein nicht allein in der durch den Schleifer vollendeten facettierten oder muscheligen Form Verwendung, vielmehr ist die Gestaltung durch die schöpferische Tätigkeit der Graveure unbegrenzt. Neben dem Schleifer hat deshalb auch der Graveur ein großes Verdienst an der Entwicklung und dem raschen Aufstieg des Edelsteingewerbes.

Sein Arbeitsfeld ist groß. Oft ist es nur Teilarbeit, die er zusammen mit dem Schleifer an dem Edelstein leistet und zu dessen Verschönerung beiträgt. An den herrlichen Gemmen, geschliffenen Nagen, Tierfiguren usw. haben wir Gelegenheit, sein ganzes Können zu bewundern.

Die Winterhilfsplakette ist sehr geschmackvoll. Sie hat erhöhten Wert dadurch, daß nur edle Steine zur Verarbeitung gelangt sind. Opale, Türkise, Amethyste, Tieraugen, Lapis lazuli, Topase, Mondsteine und schön gebeizte Abate werden den Käufern entgegengebracht und zugleich Pläne entstehen lassen, wie die edlen Steine weitere Verwendung finden können. Viele Steine wurden verarbeitet, deren Wert ein Mehrfaches des Plakettenpreises ausmacht. Sie konnten dadurch verarbeitet werden, daß einmal die Mode vornehmlich in den letzten Jahren große Steine bevorzugt und kleinere Steine deshalb für die Schmuckverarbeitung so gut wie wertlos sind. Zum anderen ermäßigte die Millionensahl der Plaketten den Schleifern, auch wertvollere Steine zu verwenden. Der Plakettenauftrag an die Edelsteinindustrie besteht bei der Verwendung der alten und darum billigen Rohsteinlager der Schleifer zu einem großen Prozentsatz aus Löhnen, die dem bodenständigen Gewerbe eine wertvolle Rülage geben.

Die Plakette ist wirklich ein Erzeugnis guter Gemeinschaftsarbeit. Sie stellt daher selbst einen schönen Gegenwert für den Käufer dar.



**Alles stellt sich
in den Dienst
der Winterhilfe!**

Postautos sammeln in den Straßen der Großstadt, und die braven Sammler zeigen durch ihre Signale, daß sie die längst verschlafene Tradition der Postkötter einer guten Sache wegen wiederzu-erwecken wissen.

(Das deutsche Bild — M.)

Frauenwelt und Heim . . .

Die Frau in der Landwirtschaft

Es dürfte gar nicht allgemein bekannt sein, daß der größte Teil aller in Deutschland berufstätigen Frauen in landwirtschaftlichen Betrieben arbeitet! Von den 11,5 Millionen Frauen, die im ganzen Reich überhaupt im Erwerbsleben stehen, sind 4,6 Millionen — also mehr als 40 Prozent! — in der Landwirtschaft tätig, während sich die restlichen 6,9 Millionen auf die verschiedenen Wirtschaftszweige verteilen.

Es klingt zunächst überraschend, daß eine so große Zahl von Frauen in der Landwirtschaft tätig sein soll, und namentlich ist dies eine ungewohnte Vorstellung für den Städter, der das große Heer der Fabrikarbeiterinnen und Büroangestellten vor Augen hat. In welcher Berufsstellung, — in welcher Tätigkeit ist diese ungeheure große Zahl landwirtschaftlich tätiger Frauen beschäftigt, — das ist die Frage, die sich angesichts dieser hohen Ziffer unwillkürlich aufdrängt.

Da überrascht zunächst die Feststellung, daß der weitaus größte Teil — nämlich rund 3,5 Millionen — dieser Frauen als sogenannte „mithelfende Familienangehörige“ tätig sind; d. h. es handelt sich um Ehefrauen, Schwestern oder Töchter von Betriebsinhabern, die durch diese Mitarbeit so voll in Anspruch genommen sind, daß sie als erwerbstätig angesehen werden müssen. Und die Art der Tätigkeit aller dieser Frauen? Ihre Arbeit, die nach außen hin so wenig in Erscheinung tritt, ist mit der wichtigsten und zugleich schwersten in der Landwirtschaft überhaupt. Die mithelfenden Familienangehörigen müssen schließlich alles können, von der schweren Feldarbeit bis zur sorgsamsten Tätigkeit in der Milchwirtschaft und Gärtnerei. Unendlich wichtig ist diese Mitarbeit, — denn unzähligen Inhabern kleiner Betriebe wäre es ohne diese Hilfe ihrer Familie überhaupt nicht möglich, ihre Wirtschaft aufrecht zu erhalten, da für fremde Arbeitskräfte keine Mittel da sind.

Von allen übrigen in der Landwirtschaft tätigen Frauen sind die meisten als Arbeiterinnen beschäftigt; rund 860 000 ländliche Arbeiterinnen wurden gezählt. Meistens handelt es sich dabei um ledige Arbeiterinnen, die vom väterlichen Hause aus in einem fremden Betrieb tätig sind, meist als Tagelöhnerinnen für die schweren Arbeiten, teilweise sind es auch Wanderarbeiterinnen, die mit einer Arbeitskolonne saisonweise eingekieft werden.

Nicht hoch ist ferner die Zahl der Frauen, die in landwirtschaftlichen Betrieben eine selbständige Stellung einnehmen. Mehr als 302 000 Frauen arbeiten selbständig in der deutschen Landwirtschaft, und ihre Zahl ist damit größer als in einer anderen Wirtschaftszweig. Zum größten Teil handelt es sich bei diesen Frauen um Witwen von Betriebsinhabern, die nach dem Tode des Mannes die Wirtschaft weiterführen. Doch kommen auch solche Frauen in Frage, die nicht einem ganzen landwirtschaftlichen Betrieb als Leiterinnen vorstehen, sondern die ein landwirtschaftliches Teilgebiet in selbständiger Stellung versehen, z. B. als Gärtnerin und Blumenbindein oder auch als Imkerin; sehr beliebt ist ferner der Beruf der Geflügelzüchterin.

Endlich ist noch eine allerdings verhältnismäßig kleine Anzahl von Frauen als Beamte und Angestellte in der Landwirtschaft beschäftigt.

Rund 18 800 Frauen in derartiger Stellung wurden in der deutschen Landwirtschaft gezählt, die auf den verschiedensten Gebieten arbeiten. Da ist einmal die große Zahl der Wirtschaftserinnen — auch Wamsell oder Wirtin genannt — die in allen großen Betrieben zur Entlastung der Gutsfrau unentbehrlich sind. Ferner sind da die ländlichen Haushaltpflegerinnen, die nach gründlicher Vorschulung und staatlicher Prüfung dem Gutshaus in jeder Weise vorzuteufen vermögen oder die auch die Leitung landwirtschaftlicher Frauenschulen versehen. Weiter gibt es eine Anzahl angestellter Gärtnerinnen; und endlich ist auch der Posten der Gutssekretärin vor allem wichtig, die mit allen Rechnungs-, Lohn- und Steuerfragen Bescheid wissen muß und die gleichfalls speziell im Großbetrieb wichtige Aufgaben zu erfüllen hat.

Zu all diesen Frauen, die mehr oder minder dauernd in der Landwirtschaft beschäftigt sind, kommt endlich neuerdings noch das Heer der Landhelferinnen, die saisonweise in den ländlichen Betrieben eingearbeitet werden und die namentlich die bäuerliche und Siedler-Familie entlasten sollen. Die Zahl dieser zeitweilig tätigen Landhelferinnen ist mit rund 15 000 heute schon recht hoch.

Wie sind nun die Aussichten für die weiblichen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft? Die selbständigen Frauen sowie die mithelfen-

den Familienangehörigen brauchen um ihre Stellung nicht befürchten zu sein, da sie ja auf angestammtem Platz stehen, den sie sich täglich neu erarbeiten. Die landwirtschaftliche Arbeiterin ferner hat nach den Berichten der Arbeitsämter sehr gute Aussichten; aus fast allen Bezirken wird über Mangel an jungen, gut eingearbeiteten Kräften berichtet, und vielfach wurden sogar die Landhelferinnen in den Betrieben, denen sie zugeteilt waren, freiwillig behalten. Aber auch für die Angestellten in der Landwirtschaft sind die Aussichten gut, da die Nachfrage immer wieder rege ist, und das Angebot ist nicht allzu stark, da sich auch nicht jede Kraft ohne weiteres für einen landwirtschaftlichen Betrieb eignet. Lust und Liebe zur Sache, das sind die Erfordernisse, die in der landwirtschaftlichen Arbeit wie in keinem anderen Beruf erforderlich sind, da es sich hier nicht um tote Akten, sondern um lebendige Wirklichkeit handelt!

Wie man Fleisch behandelt

Will es das Pech, daß man einmal zähes Fleisch erwirkt hat, so bestreicht man es mit einer Mischung von zwei Teilen Olivenöl und einem Teil Essig und läßt es dann mindestens 12 Stunden hängen. Kleine Stücke legt man in die Delmischung hinein. Wenn man frisches Fleisch bis zur Zubereitung noch eine Weile aufbewahren muß, soll man es nicht hinlegen und nicht in den Schrank stellen, sondern man soll es so an einen Haken hängen, daß die Luft von allen Seiten heran kann.



Die Neugierigen

(Fleisch — M.)

Wenn ein Kranker im Hause ist . . .

Besonderer Raum für den Kranken / Staubfrei und luftig / Vorhüt mit Blumen!

Man richtet sich bestimmt eine Wohnung nicht in dem Gedanken ein, daß jemand krank darin liegen soll, aber . . . leider fügt es das Schicksal häufig, daß man doch Platz für ein Krankenbett schaffen muß. Es ist auf jeden Fall nicht ratsam, daß man sein Schlafzimmer so mit Möbeln voll stellt, daß gar kein Raum mehr bleibt. Sehr unpraktisch müssen ferner die heute vielfach üblichen Doppelbetten genannt werden, die nicht auseinanderzunehmen sind. Denn in Krankheitszeiten ist es weit richtiger, von zwei nebeneinander stehenden Betten das Bett des Gesunden in einen anderen Raum zu stellen, damit beide, der Kranke und der Gesunde, ihre richtige Ruhe haben. Hat zum Beispiel jemand starken Husten, der ihn nachts lange wach hält, so ist es keinesfalls nötig, daß auch der andere immer wieder durch das Husten aufgeweckt wird. Es ist schlauer, wenn einer von der Familie krank ist, es brauchen nicht auch die anderen unruhig und nervös gemacht zu werden.

Das Bett des Kranken soll am besten mit dem Kopfende gegen die Wand gestellt werden, so daß es von beiden Seiten zugänglich ist. Außerdem soll man aus dem Zimmer, in dem der Kranke liegt, möglichst alle überflüssigen Dinge und Gegenstände entfernen, um möglichst viel Raum und möglichst wenig Staub im Krankenzimmer zu haben. Man muß ja auch bedenken, daß man wenig aufzuräumen haben soll, schon um den Kranken nicht unnötig zu stören. Außerdem spart man auf diese

Weise Zeit, was auch wichtig ist, wenn man einen Kranken im Hause hat.

Die sonst vorhandenen Bettvorleger und Teppiche müssen zusammengerollt und weggelegt werden, Staubfänger können wir im Krankenzimmer nicht brauchen; an ihrer Stelle soll man waschbare Vorleger hinlegen. Es ist nicht unpraktisch, einen Bettschirm aufzustellen. Dadurch kann man den Kranken, wenn gelüftet wird, vor Zugluft schützen.

Es ist gar nicht so leicht, es einem Kranken bequem und angenehm zu machen. Die Hauptsache ist, daß man sich ruhig und gleichgültig verhält, selbst wenn man innerlich in Sorge ist. Auch soll man sich nicht merken lassen, daß einen etwa die Nachtwache oder die zusätzliche Arbeit anstrengt und müde macht. Man muß sich also zusammennehmen und Selbstbeherrschung lernen. Man muß sich daran gewöhnen, die Türen geräuschlos zu schließen und beim Hinsetzen von Gläsern und Tassen nicht zu klappern und zu klirren. Dieses Verhalten von Geräuschen darf aber nicht übertrieben werden, weil es sonst den Kranken wieder aufregt. Auch sollte zu gehen man sich üben. Das Beste ist schon, Gummiafzüge zu benutzen.

Ist ein Kranker soweit, daß er im Bett sitzen kann, so muß man ihn mit Kissen stützen. Auch muß ein Tischchen neben seinem Bett stehen, dessen Platten möglichst mit hochstehender Leiste versehen sind, damit die Gegenstände nicht so leicht herunterfallen können.

Ein Teewagen ist für diese Zwecke sehr brauchbar.

Die Lampen im Krankenzimmer sollten eigentlich mit grünem Schirm versehen werden, weil das grüne Licht für die Augen, die bei jeder Krankheit ja empfindlich zu sein pflegen, am günstigsten ist.

Das Essen, das man dem Kranken vorsetzt, muß natürlich nett zubereitet und angerichtet sein. Man soll den Kranken nicht vorher fragen, was er essen möchte, denn in den seltensten Fällen hat er auf irgend etwas Appetit, sondern man soll seinen eigenen Kopf anstrengen, um etwas zu finden, was ihm wohl schmecken könnte. — Es ist anzuraten, dem Kranken sein Essen auf einem besonderen Geschirr vorzusetzen und ebenso Löffel und Besteck für ihn gesondert bereit zu halten. Ist die Krankheit vorbei, so können die Sachen ja abgewaschen und dadurch wieder für den allgemeinen Gebrauch nutzbar gemacht werden.

Blumen im Krankenzimmer werden den Kranken sicherlich erfreuen, aber es dürfen keine stark duftenden sein. Auf jeden Fall aber müssen alle Blumen, auch die Topfpflanzen, in der Nacht aus der Stube entfernt werden, selbst wenn das Fenster geöffnet ist.

Ist in der Familie nicht die Möglichkeit gegeben, einen Kranken gut unterzubringen und ihn sorgsam und liebevoll zu pflegen, so tut man ihm selber den größten Dienst, wenn man ihn ins Krankenhaus bringen läßt; dort hat er alles, was er in seinem Zustande braucht, und ist so gut aufgehoben, wie man es ihm in der eigenen Wohnung nur in ganz seltenen Ausnahmefällen schaffen kann.



Der flotte Streifen

(Scherl — M.)

Die Hasenzeit beginnt

Die Hasen stellen eine willkommene Bereicherung unseres Küchenzettels dar, umso mehr, als sie ja nicht teuer sind. Man tut gut, keine Hasen zu kaufen, die mehr als 5 Pfund wiegen, da man dann leicht einen alten, zähen bekommt, der einem den Geschmack am Hasenbraten gründlich verdirbt. Auch soll man den Hasen nicht ganz frischgeschossen zubereiten, sondern ihn einige Tage abhängen lassen. Wenn man den Hasen nicht abgezogen kauft, muß man das Abziehen selber besorgen. Man hängt ihn an einen Haken auf, schneidet das Fell am Halse ein, lodert es und streift es dann, indem man es umtupft, nach unten ab. Dann sind alle überflüssigen Häute zu entfernen. Die Rippen sind wegzuschneiden.

Hasenpfeffer. Auch Kopf, Herz, Lungen, Rippen und der untere Teil der Läufe eines Hasen können noch verwendet werden. Man kocht diese Stücke, das sogenannte Hasenfleisch, in 1 Liter Wasser mit 1 Zwiebel, 20 Körnern Gewürz, 20 Körnern schwarzem Pfeffer, 1 Lorbeerblatt und 2 Eßlöffeln Essig gut weich. Darauf wird das Fleisch aus der Brühe genommen und diese durch ein Sieb gegossen. Das Fleisch löst man sorgfältig von den Knochen und schneidet es in Stücke. Nun bräunt man 2 Eßlöffel Mehl in 2 Eßlöffeln Butter, tut die Brühe und das Fleisch hinzu und läßt alles gut durchkochen. Wenn man einige Löffel Apfelmur oder leichtes Weißbrot oder auch Rotwein und einige in Butter geschmorte Pilze hinzutut, so wird dadurch der Wohlgeschmack erhöht.

Hasenleber. Vorzüglich schmeckt Hasenleber gebraten. Man wäscht sie gut ab, bestreut sie mit Salz, wälzt sie in Mehl und brät sie in der Pfanne in reichlich Butter auf beiden Seiten schön braun. Dann reißt man sie zu Gemüße. Man kann sie auch schmoren, indem man nämlich die in Mehl gewälzte Leberstücke in der gebräunten Butter auf beiden Seiten anbrät, Zwiebel- und Pfefferkörnern daran gibt, Wasser zugeht und die Leber in reichlich Flüssigkeit zugeht gar schmoren läßt. Auch Maronen, die man vorher in Butter gebräunt und dann in Fleischbrühe fast gar geschmort hat, schmecken gut als Beigabe zu der geschmorten Hasenleber, mit der man sie zusammen weich dünstet.

Hasenragout. Der Hase wird nach dem Abziehen und Abhäuten in passende Stücke zerlegt und gespickt. Jedes Stück wird in Mehl gewälzt, dem man 1/2 Eßlöffel Salz und 1/2 Teelöffel weißen Pfeffer zugefegt hat. Dann zerläßt man 3 Eßlöffel und läßt die in Mehl gewälzten Stücke darin anbraten, bis sie schön gebräunt sind. Hierauf gießt man Wasser zu und gibt zwei geschälte und in Stücke geschnittene Zwiebeln hinein. Man läßt das Ragout nun etwa 2 Stunden in gut verschlossenem Topf schmoren und gibt inzwischen, wenn nötig, etwas Wasser und auch Sahne oder gute Vollmilch dazu. Das Ragout muß ab und zu umgerührt werden, um ein Anbrennen zu verhindern. Man schmeckt es nun mit Salz ab und gibt kurz vor dem Anrichten 4 Eßlöffel Rotwein hinein. Man kann, wenn man dieses Ragout aufs Feuer bringt, auch ein Lorbeerblatt, etwas Petersilie, ein paar Gewürznelken und etwas Essig hinzutun. Man reißt zu dem Ragout am besten Kartoffelbrei. Auch Makkaroni passen gut dazu.

Kleine Winke für den Haushalt

Aluminiumtöpfe, in denen Speisen angebrannt sind, kann man ziemlich mühelos wieder reinigen, indem man die Töpfe mit soviel kaltem Wasser füllt, daß die angebrannten Stellen bedeckt sind. Dann tut man etwas kleingeschnittene Ahabarber hinein. Man läßt das Wasser mit dem Ahabarber nun 20 Minuten kochen und wird sehen, daß der Topf wieder sauber geworden ist. — Hat man eine Kerze, die für einen Leuchter zu groß ist, so taucht man das Ende der Kerze in heißes Wasser. Dann kann man es in den Leuchter hineinstecken. — Gegenstände aus Zelluloid können auf dieselbe Weise wie metallene mit einem Metallpulvermittel gereinigt werden.

Stad

an dem die
den Preis
werbler an
Buchausstel
noch mögli
Vollsgen

In der
Köln-Mind
gebe der P
fall ereigne
Haniemann
Morgen für
Güterzüge
talbahn gel
Mindener S

Gi

Am heuti
Dirien an
Der Firmen
Geschlecht,
bären wurde
er bei dem
Sehlorit in
nächst bei
dann acht
nach Königs
Aufrichtung
der Rüdte
Klempner
Sander, die
tigte. Beson
machte, arbe
Sahre bei D
1912 bestand
Dortmunder
im Klempn
Fleisch. Nach
gelang es
dauernd zu
von der Kai
Neubau an d
Weiteren A
ihm gemacht
kannt, auf d
erhielt.

Den Weist
Ende mit
Landwehren
Völsches 2
Raurol, der
zurückbliden
Wir rufen
heutigen C

Ende des

Rom Spar
„Nach der
Lungsfristen
H. e. Dember
Das bedeu
wertungshyp
sehrlich aufhö
hypotheken m
Rückzahlung
ständig worde
gegebenenfall
rechnen.

Die Reakt
sicherungen,
sich allerdings
wertungsschul
sektion regel
privaten Auf
zahlreichen Auf
brauch mach
theilen werde
erforderliche
len Fällen wi
möglich sein.
Ob für beje
beschaffung ei
wertungshypo
folgt, ist nicht
Vorläufig t
ran, mit der
Hypothesen r
rechnen.“

Ber
Ein Jungwe
Mege vom R
bis zur Schach
Schein zu verli
dem Jungen d
Verlegenheit
der Stadtkomm

Wilder
Ein Einwoh
der öffentlichen
mit einem Ko
tätigte, konnte

für die W
(Mitgeteilt vo
falen-Süd, Ab
Montag: R
Dienstag: R
Freitag: R
Mittwoch: R
Halbfeiten
in Zuderwal
form mit St
ten, die Bi
darübergeben
Donnersta
Freitag: R
Sote Beete
amstag: R
einander.
Sonntag: R

Kriegsveteran von 1866 und Mars-la-Tour gestorben

Wille. Noch am 10. Oktober hatte der Reichsfeldherr dem „alten Gottmanns Karl“, wie er allgemein genannt wurde, den Glückwunsch zu seinem 91. Geburtstag aussprechen können, der drei Jahren vor es ihm vergönnt gewesen, gemeinsam mit seiner jetzt 88jährigen Ehefrau das Fest der diamantenen Hochzeit zu feiern, jetzt ist er nach kurzer Krankheit ziemlich unerwartet gestorben. Karl Gottmann wurde 10. Oktober 1846 zu Massenhausen im Waldeckischen geboren, hatte das uralte Hammerhandwerk erlernt und erzählte noch besonders gern davon, wie er es 1866 in der Schlacht bei Königgrätz erlebt hatte, daß sein „Kamerad Hindenburg“ dort als blutjunger Leutnant in der Schlacht bei Mars-la-Tour einen Kopf- und einen Armbruch. Im Jahre 1873 verheiratete er sich und wurde Vater von elf Kindern, von denen einer auf dem Felde der Ehre im Weltkrieg fiel.

2 Todesurteile im Bonner Giftmordprozess

Bonn. Nach den Plädoyers der Verteidiger erteilte der Vorsitzende den Angeklagten Brodewitz und

Johannesberg das letzte Wort. Brodewitz sagte: „Ich bin unskuldig, aber nur, weil ich vollkommen im Banne der Frau gestanden habe. Ich bereue aufrichtig, was ich getan habe.“ Erwartungsgemäß verurteilte der Vorsitzende die Angeklagten zum Tode. Der Vorsitzende der Angeklagten Brodewitz und Johannesberg, im letzten Falle gemeinshaftlich handelnd mit der Frau Johannesberg, zweimal zum Tode und in jedem Falle zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt. Die Angeklagte Johannesberg wird wegen Mordes an ihrem Ehemann, gemeinshaftlich begangen mit dem Brodewitz, zum Tode und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt. Im Falle des Totschlagsverbautes erlosene Freiheitsstrafe. Der Vorsitzende begründete anschließend in zweifelhafte Ausführungen das Urteil.

Grundriß eines Hauses aus der Steinzeit gefunden

Warburg. In der Nachbargemeinde Daseburg hatte man beim Graben von Lehm für Ziegel-

schon seit längerer Zeit eine Anzahl Ton- und Steinwerkzeuge, Flintsteine, Urnen und sogar einige Fibeln gefunden, die insgesamt darauf hindeuteten, daß es sich hier um eine Siedlung aus vorgeschichtlicher Zeit handelte. Die Unterirdung dieser Stelle durch das Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Münster ergab dann einwandfrei, daß hier in der jüngeren Steinzeit ein Haus von 26 m Länge und 7 m Breite gestanden hat, das aus Fachwerk aufgeführt worden war. Die Holzpfeiler liefen sich auch hier noch in dem Lehm deutlich erkennen, auch die Einteilung in einzelnen Kammern. Eine Anzahl Scherben mit Bandkeramik wurde ebenfalls gefunden.

Zünftader Lebensretter

Vererufen. Dem Führer der D. A. S. Vererufen-Wiesdorf, Rheinstraße 37, wurde das Silberne Ehrenzeichen der Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft für Rettungen vom Ertrinkungsstode unter eigener Lebensgefahr verliehen. Die hatte im September 1935 einen sechsjährigen Jungen, der beim Spielen in den Rhein gefallen war, unter Einwirkung des eigenen Lebens aus den Fluten gerettet und den bereits Bewußtlosen durch die rasch und sachgemäß angewandte Wiederbelebungsmethode zum Leben zurückgeführt. Es war dies die fünfte Rettungstat, die die D. A. S. durch persönlichen Einsatz glückte.

außer den ungeschätzten kleineren „Hilfsleistungen“ während seiner 15jährigen Tätigkeit als Führer. In diesen Tagen wurde die Auszeichnung im Rahmen einer besonderen Feiertagstunde in Düsseldorf durch den stellvertretenden D. A. S. Landesverbandsführer überreicht.

Eiserne Hochzeit in Griten

Griten. Das Ehepaar Heinrich Fint kann am Samstag das Fest der eiserenen Hochzeit begehen. Die eiserne Feier am Wochenende wird ein Volksfest für die ganze Gemeinde Griten werden. 65 Jahre gehören sie nun einander an: der Jubelbräutigam, geboren am 27. März 1834 zu Unterbach, und „Oma Fint“ auf dem Gute Boisholz. Am 31. Oktober 1871 haben sie den Bund fürs Leben geschlossen. Zehn Kinder sind ihrer Ehe entsprossen, von denen sieben noch leben. Fünf Söhne machten den Weltkrieg an den verchiedensten Fronten mit. Sie lehrten alle wieder zurück. Heinrich Fint war 49 Jahre als Beamter im Dienste der Reichsbahn tätig und erfuhr sich allgemeiner Wertschätzung. Erstaunlich ist noch die Schärfe seiner Augen. Auf einer alten „Tummelsbank“ in der Küche sitzend, liest er die Zeitung ohne Zuhilfenahme einer Brille. „Et Wilhelmchen“ macht noch jeden Tag und bei jedem Wetter ihre Ausgänge, wozu auch der allmorgendliche Gang zur Kirche gehört.

Statt Karten

Else Richter
Walter Pannenbecker
Verlobte

Castrop-Rauxel 2 Welper, Ruhr
31. Oktober 1936

Von **Kirsch ne' Miele** sagte Tante, die was von **Waschmaschinen** kannte

Münsterstraße 21
Ausstellungsraum Münsterstraße 16



Der beliebte Dauerbrandofen amerikanischer Bauart.
Sehr sparsam im Gebrauch - immer gleichmäßige Wärmeabgabe - stufenlos - genau regulierbar bei jeder Außentemperatur.
Einschüßelofen und Kinderheizer wurden in Zahlung genommen.
Westdeutschlands größtes Spezial-Ofenhaus
Caspar Blume
Dortmund, Brückstr. 32. Blume Ecke nur Ecke Gerberstrasse
Stammhaus 1870 gegr.



Kaufte die Reichslotterie für Arbeitsbeschaffung
24 152 GEWINNE UND 20 PRÄMIEN
RU 1.600.000.



Fabrikneue Marken-
Nähmaschinen
RM. 98.- versenk.
schöne Ausstattung

Willy Witthoff,
Dortmund,
Am Körnerplatz,
Ecke 1. Kampstraße
Kinderbeihilfe

Bräutpaar (Angeheuer) sucht

3-Zimmer-Wohnung
zum 1. 12. oder später. Schriftl. Angebote unter Nr. 771 an den Stadtanzeiger.

Jung. Ehepaar sucht

2-Zimmer-Wohnung
Schriftl. Angeb. unter Nr. 770 an den Stadtanzeiger.

Abgeschlossene

3-Zimmer-Wohnung
(Mithau) sofort oder zum 1. 1. 1937 zu verm. Castrop-R. 2, Kaiserstr. 30

Dienstpersonal
meldet sich abends wenn Sie eine kleine Anzeige im Stadtanzeiger befehlen.

Fahrräder stab. Tourenrad Mk. 50
Adler-3-Gang (Neu), Wanderer, Dürkopp, Brennabor, Miele, usw.
Fahrräder von 29.50 RM. an
Kleine Ratenzahlung
Ehestandsdarlehen, Kinderbeihilfe
Rabert, Münsterstraße 68
Kundendienst u. eig. Repar.-Werkstatt

Cafe Henze Bochumer Str. 31
in der Nähe des Stadtgartens
Angenehmer Aufenthalt!
Sonntags Unterhaltungsmusik
la Weine la Liköre la Torten la Gebäcke usw.

Kolonnen
Händler - Vertreter
erhalten Millionen-Haushalts-Schlager D. A. S. M. - D. A. S. a. Tagesverb. ca. 30 M. Vergebe
Weinverkaufsstelle.
Antr. u. S. G. 3592 Ala, Hamburg 1

Offenkauf - Vertrauenskauf Kaller
daher nur im Fachgeschäft
Castrop-Rauxel 1, Marktstraße 20

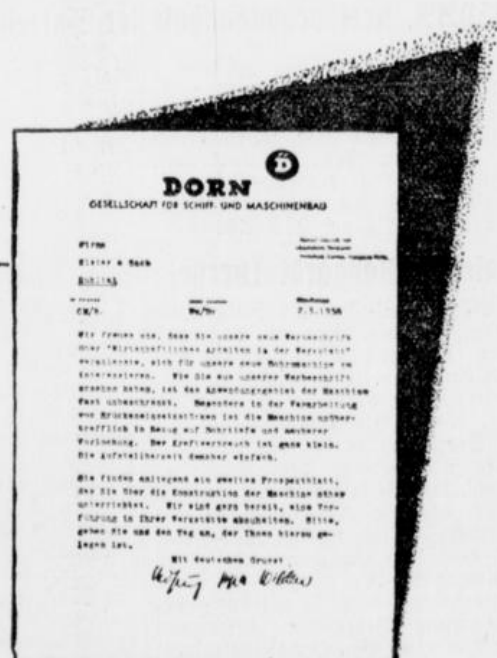
Eine verlagstechnische Leistung
ist die Ausgabe der Funkzeitschrift
hör mit mir! hör mit mir!

So umfangreich und so billig ist keine andere. Von ursprünglich 16 Seiten wurde das Heft auf jetzt 40 Seiten erweitert, und das bei dem gleichen niedrigen Preis von 10 Pfg. Bestellen Sie bitte sofort.

Werbt für den Stadtanzeiger!

Gerade dann, wenn es heißt, auf dem Brieflichen Wege einen neuen Kunden zu gewinnen, ist es wichtig, daß der Geschäftsbrief eine günstige Vorstellung von der eigenen Firma gibt. Der Ton des Briefes genügt dazu allein nicht. Kein Brief muß insgesamt gut wirken. Er muß vor allem aus gutem Papier sein und einen übersichtlichen, geschmackvoll angeordneten Ausdruck tragen. Sehen Sie die Ausführung Ihrer Briefblätter in unsere Hände. Wir liefern Ihnen die Briefblätter mit den Eigenschaften des mündigen, repräsentativen Geschäftsbriefes.

Verlagsdruckerei
Geschw. Schmitz
Castrop-Rauxel 1
Münsterstraße 24
Sa.-Ruf Nr. 215



Wer einen
schönen Mantel
sucht, der findet ihn bei uns

In einer reich zusammengestellten Auswahl zeigen wir alle Neuheiten, die jeder Dame Freude machen. Auch hier wird unsere Leistungsfähigkeit einen genau so schönen Erfolg bringen, wie wir solchen in der Herren-Bekleidung schon zu verzeichnen haben

Damen - Strickkleider
Damen - Pullover
aparte Neuheiten

Genter G. m. b. H.
Castrop/Rauxel

Bitte nicht vergessen!
Bettfedern-Reinigung täglich, Abholen u. Zustellen kostenlos.

Gute Betten
kauft man billig bei **Betten-Hutt**
RUF: 34022
DORTMUND WESTENHILLWEG 107-9 I. KAMPSTR. 106